Der
Graf von Lavernie.

Von

August Maquet.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Wilh. Ludw. Wesché.

Dritter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1853.

XXVII.

Die Geheimnisse der Frau von Maintenon.

Jaspin, der sich so sehr nach dieser Audienz der Frau von Maintenon gesehnt hatte, war nicht wenig in Verlegenheit, als er sich ihr gegenüber sah.

Das kam daher, weil sie keine jener Frauen war, die man leicht anblickt; ihre starren, unerforschlichen großen Augen schleuderten eine strahlende Flamme, an welcher sich ein Adler verbrannt hätte, und Jaspin war nur ein armer, sehr geringer Schmetterling. Und wenn er es auch gewagt hätte, diese berühmte Frau anzublicken, so war das nicht Alles. Er mußte es wagen, sie anzureden. War es wohl leicht ihr das zu sagen, was Jaspin ihr zu sagen hatte?

Er senkte den Kopf, sein Herz strömte über. So viele Schmerzen kochten ungestüm in seinem Innern, daß der Ausbruch nahe war. Aber wenn man mit den Großen spricht, so ist das erste Wort am wichtigsten, sie hören oft nur dieses.

„Nun, mein Herr?“ sagte die Marquise, als sie sich ein wenig von der seltsamen Vorstellung wieder erholt, die Nanon ihr gemacht hatte. „Mademoiselle Balbien hat Sie zu mir geführt, es muß irgend etwas Wichtiges sein?“

Jaspin vermochte nur ein bejahendes Zeichen zu machen.

„Ohne Zweifel im Interesse der Kirche?“

Jaspin hätte ein Jahr seines Lebens dafür hingegeben, eine Antwort zu finden, aber es herrschte in seinem Kopfe zu viel Verwirrung, als daß eine klare Idee hervorging.

Die Marquise, ein wenig ungeduldig, fügte unfreundlich hinzu:

„Beeilen Sie sich, mein Herr, meine Zeit ist vergeben."

Jaspin erhob die Augen und wagte sie anzublicken. Es war nicht mehr jenes junge und reizende Gesicht des Portraits, das er so gut kannte, und dessen Rahmen er vergolden lassen wollte, es war ein strenges und kaltes, ohne Zweifel immer noch schönes Gesicht, dem aber der belebende Strahl eines Lächelns fehlte. O! wenn Frau von Maintenon gelächelt hätte, so würde Jaspin sich ihr zu Füßen geworfen, und ihr Alles gesagt haben. Aber die unbeugsame Schönheit dieses antiken Gesichts machte ihm Furcht: er hatte eine Königin vor sich, er überreichte eine Bittschrift.

„Madame," flüsterte er, „ich kam Ihre . . . er stand im Begriffe Majestät zu sagen, vielleicht hätte er die Sachen verdorben, — „Ihre Güte um die Begnadigung eines armen verurtheilten jungen Mannes zu bitten."

Die Marquise runzelte die Stirn, und erhob sich. Sie erwartete dieses alltägliche Gesuch nicht . . . Die sonderbaren Manieren Nanon's, das Geheimnißvolle, das Gewaltthätige dieser Einführung Jaspin's hatten ihr etwas Anderes versprochen.

Sie that zwei Schritte mit der Unbeugsamkeit einer Statue und antwortete kurz:

„Ich habe die Gewohnheit, mich nicht in die Angelegenheiten des Gerichts zu mischen."

Und ihre schöne Hand verabschiedete Jaspin.

„Dieser junge Mann heißt Lavernie!“ rief der Abbé aus, der durch die Gefahr der Lage wieder zu sich kam.

Die Marquise erbebte, Jaspin bemerkte es, und schlug sogleich die Augen nieder.

„Welcher Lavernie?“ fragte Frau von Maintenon mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Lavernie in Argonne,“ sagte Jaspin leise.

Die Gemüthsbewegung der Marquise verrieth sich dieses Mal nur durch einen Blick, aber dieser Blick erforschte den Grund von Jaspin's Herz. Sie schwieg eine Minute lang, welche dieser tiefen Seele hinreichte, um alles Ungestüm und alles Feuer ihrer Gedanken zu erlöschen, und die Oberfläche blieb ruhig und heiter, wie die der Wellen, welche ein in Flammen stehendes Schiff verschlungen haben.

„Mein Herr,“ begann sie wieder, „Sie haben mich gehört, ich vermag nichts.“

„Aber Madame,“ sagte Jaspin sanft, indem er sich näherte, statt sich zu verabschieden, wie sie es erwartete, „Sie erinnern sich also der Gräfin von Lavernie nicht?“

Eine nervöse Erschütterung ließ die reine Stirn der Marquise erbeben.

„Vollkommen,“ sagte sie mit Ruhe.

„Eine Freundin ... welche Freundin! ...“ rief Jaspin aus, indem er seine Hände faltete und den Himmel mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zärtlichkeit und von Bedauern anblickte.

„Das ist wahr,“ antwortete die Marquise, indem sie

von Neuem erbebte, ohne sich beherrschen zu können, während Jaspin sie anblickte; ganz verwirrt, fügte sie rasch hinzu:

„Sie kommen in ihrem Namen, um mich zu bitten, mich für diesen jungen Mann zu interessiren? Wer sind Sie?“

„Ich bin der Erzieher des Grafen Gerhard, Madame...“

„Warum ist Frau von Lavernie nicht selbst gekommen? warum hat sie nicht wenigstens geschrieben? Vernachlässigt sie mich nicht ein wenig... besonders wenn es sich um ihren Sohn handelt?“

„Sie ist gestorben! Madame,“ antwortete der würdige Abbé, den diese Worte und seine Gemüthsbewegung vollends erstickten.

Die Augen der Marquise entflammten sich. Jaspin hatte den Eindruck dieser Offenbarung richtig auf ihrem Gesichte belauscht.

„Gestorben!“ rief sie aus, „seit wann?“

„Ach! Madame, seit dem Monat August.“

„Und wann ist denn dieser junge Mann verurtheilt worden?“

„Heute.“

„Heute!... Und Sie kommen zu mir... Warum vorzugsweise zu mir, zu mir, die ich keine andere Gewalt als durch meine Bitten habe?“ beeilte sich Frau von Maintenon zu sagen, deren Blick nicht aufhörte, die Seele und die Züge Jaspin's zu erforschen.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, Madame,“ antwortete er ohne Verlegenheit, „weil ich Frau von Lavernie oft von der innigen Freundschaft habe sprechen hören, welche Sie mit ihr in ihrer Jugend vereinigte, weil das Urtheil, das

gegen Herrn Gerhard von Lavernie gefällt worden ist, binnen zwei Stunden vollstreckt werden soll, und der so barmherzige Himmel Sie heute Morgen nach Valenciennes gesandt hat."

In dem Maße, als der Abbé sprach, sah er die tiefen Schatten verschwinden, welche die Besorgniß anfangs auf der Stirn der Marquise hatte entstehen lassen. Er fühlte sich mit weit milderen Augen angeblickt. Dieser drückende Einfluß zweier in ihrem Mißtrauen so hellsehender Augen verschwand allmählig, und die Marquise fühlte sich in der That stark genug, um weiter fragen zu können.

„Demnach also," sagte sie, „hat diese würdige Gräfin die Welt . . . ohne ein Andenken für mich verlassen?"

„Als sie starb, Madame, hat ihr Gedanke Ihnen den Grafen Gerhard vermacht: deßhalb bitte ich Sie heute, ihn zu retten."

„Was hat er gethan?"

„Er hat Herrn von Louvois mißfallen."

„Ah! nur dies?"

„Das ist hinreichend, Madame."

„Nicht um ein Todesurtheil zu rechtfertigen."

„Es hat Uebertretung der Disciplin, vielleicht Insubordination stattgefunden."

„Der Herr Marquis von Louvois ist streng, und er hat Recht; nichts desto weniger will ich sprechen . . . werde ich bitten . . ."

„Madame, ich würde Ihnen wohl das Betragen und die Unschuld des Grafen Gerhard erklären, aber die Zeit drängt. Heute Morgen hat das Kriegsgericht das Urtheil

gefällt. Herr von Louvois, den ich gesehen und den ich gesprochen habe, hat mich wüthend verlassen."

„Wüthend, über was?"

„Ueber das Vertrauen, das er an mir gesehen hat . . . über die Drohungen, die ich gegen ihn ausstieß."

„Vertrauen, zu wem?" fragte die Marquise, wieder an ihre Besorgnisse erinnert.

„Zu Ihnen, Madame."

„Sie haben gegen Herrn von Louvois von mir gesprochen?" rief Frau von Maintenon mit mehr Aufregung aus, als sie bis jetzt noch hatte blicken lassen, „Sie haben Herrn von Louvois mit mir . . . auf Veranlassung der Frau von Lavernie mit ihrem Sohne, gedroht? . . ."

„Ohne Zweifel, Madame," erwiederte Jaspin einfach, „ich konnte nicht anders. Herr von Louvois verweigerte mir die Begnadigung des Grafen, obwohl er die freundschaftlichen Verbindungen kannte, die Sie mit der Familie von Lavernie vereinen, ich habe daher Herrn von Louvois mit einer höheren Macht als der seinigen gedroht."

„Aber," unterbrach ihn die Marquise mit eben so viel Zorn, als Furcht, „Sie haben sehr Unrecht gehabt, mein Herr. Daß ich, wie Sie sagen, freundschaftliche Verbindungen mit der Familie gehabt habe, um die es sich handelt, das geht den Minister nichts an . . . und dann habe ich keine Gewalt, ich habe über Niemand ein Uebergewicht, ich lasse mich niemals in einen Streit mit den Ministern des Königs ein, welche die Ausleger oder die Vollstrecker seines Willens sind. Wenn Sie das gethan haben, mein Herr, so verläugne, so tadle ich Sie."

Jaspin wurde bleich. Er hatte eine sehr unglückliche Aeußerung gemacht. — Was würde sie sagen, mein Gott, dachte er, wenn sie wüßte, wie wenig daran gefehlt hat, daß ich Herrn Louvois ihr ganzes Geheimniß überlieferte.

„Ich glaubte darauf rechnen zu können," stammelte er, „daß Sie Herrn von Lavernie nicht verlassen würden."

„Und warum das, mein Herr?" rief die Marquise aufgebracht aus.

„Im Andenken an seine Mutter," erwiederte Jaspin.

„Es giebt keine Freundschaft, welche die Pflicht verletzt, Herr Abbé. Wenn alle Personen, welche Freundinnen von mir gewesen sind, auf diese Freundschaft trotzten, wenn sie sich gegen den König oder gegen Gesetze versündigt haben, um die Minister mit mir zu bedrohen, so würde man sonderbare Dinge sehen. O! nein, mein Herr, dem wird nicht so sein; die Gunst, mit welcher der König mich zu beehren geruht, macht mich vorsichtig, statt mir Vermessenheit zu verleihen. Jemehr Vertrauen mir Seine Majestät bewilligt, desto mehr bemühe ich mich, es zu verdienen. Jeder, der die Gesetze verletzt, ist mein Feind, und ich gebe einen Strafbaren ohne Bedauern, ohne Gewissensvorwurf, ohne Erinnerung an eine Freundschaft auf, welche außerdem sein Verbrechen auflöst. Ich werde Herrn von Louvois," fuhr sie fort, indem sie vor einem geheimen Entsetzen schauderte, „ich werde ihm selbst meine Grundsätze in dieser Beziehung aussprechen, rechnen Sie daher nicht mehr auf mich, Herr Abbé. Ich hätte vielleicht wirksam gehandelt, um den Sohn einer alten Freundin zu retten; aber da Sie mich und sich selbst compromittirt haben, so nehmen Sie an,

als ob wir einander nichts gesagt hätten. Ach! mein Herr, mein Herz blutet, aber ich bin erstaunt, daß ein Mann von Ihrem Alter und von Ihrem Stande eine solche Unschicklichkeit begangen hat; die Geistlichen, mein Herr, müssen geduldig und demüthig sein. Leben Sie wohl, mein Herr."

Nachdem Jaspin den Sturm über seine gebeugten Schultern hatte vorübergehen lassen, wollte er versuchen zu sehen, ob nicht an dem Himmel noch ein Wenig von dem Blau übrig bliebe, welches Ruhe und Sonne verheißt.

„Sie hat Recht," sagte er sich, „noch ein wenig Geduld und Demuth. Ich bin der Stärkere, und mit einem Worte würde ich sie vernichten; seien wir geduldig und demüthig, schonen wir sie!"

„Am Ende, Madame," begann der Abbé mit flehender Stimme wieder, „werden Sie nicht durch die Schuld des armen Jaspin einen edlen und unschuldigen Mann in das Verderben stürzen, der den Namen Lavernie hat."

„Hätte er den Namen Aubigné, wäre er mein Bruder, mein Herr, ich würde ihn nicht in das Verderben stürzen, nein, ich würde ihn der Gerechtigkeit überlassen."

Bei diesen aus einem unbeugsamen Willen hervorgegangenen Worten, die ihm jede Hoffnung raubten, schleuderte der Abbé auf die Marquise einen festen und drohenden Blick, Blitz gegen Blitz, kräftige Antwort des Stahles dem Stahle, wenn zwei Degen an einander stoßen.

„Sie hat es gewollt," murmelte er, „an ihr ist die Reihe zu zittern und um Gnade zu bitten."

„Madame," sagte Jaspin mit bebender Stimme, aber

dieses Mal ohne Furcht, „vielleicht könnten Sie auf Ihre Liebe für die Gerechtigkeit hören und die christliche Barmherzigkeit vernachlässigen, wenn es sich um einen gewöhnlichen Umstand handelte; aber hier, Madame, befinden Sie sich einer Ausnahme gegenüber.“

Erstaunt über diese Kühnheit und über diese Wiederauferstehung des armen Menschen, den sie so tief gesehen hatte, erhob die Marquise stolz den Kopf.

„Es handelt sich nicht, Madame, ich wiederhole es Ihnen, um den Sohn einer hohen Familie, der sich strafbar gemacht hat und den Sie den Gesetzen überlassen. Es handelt sich nicht um eine Freundin, die Ihnen ihren Sohn vermacht hat, und deren Andenken und letzten Willen sie mit Füßen treten. Herr von Lavernie ist nicht allein ein Sohn von hoher Abkunft oder der Sohn einer Freundin ...“

„Und was ist er denn? ...“ stammelte Frau von Maintenon, die eine geheime Schlange plötzlich am Herzen biß.

Jaspin schwieg einen Augenblick, dem Anscheine nach, um wieder Athem zu schöpfen, und sich das Gesicht abzutrocknen, aber im Grunde, um seinen Zorn zu bändigen und seiner Rede, deren er nicht mehr Herr war, Ruhe und Ordnung aufzudrücken.

„Antworten Sie, mein Herr, antworten Sie doch,“ sagte die Marquise, indem sie fast zitternd vortrat.

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, Madame,“ erwiederte der Abbé langsam, „daß die Gräfin von Lavernie zwei Söhne, Zwillinge, hatte; Ihnen, die Sie eine ihrer Freundinnen waren, ist das nicht unbekannt.“

Die Marquise erbleichte, richtete sich wieder auf, oder

wich vielmehr zurück, und flüsterte mit erstickter Stimme: „Ich weiß es, und der eine von ihnen ist gestorben, nicht wahr?“

„Ja, Madame, der eine von ihnen ist gestorben. Aber es gibt etwas Anderes, was Sie zuverlässig nicht wissen, sonst hätte ich Sie, die Sie durch Ihre Schönheit, wie durch Ihr Genie die Welt beherrschen, weit milder und weit barmherziger gefunden.“

Die Marquise fühlte, daß ihre Augen schwankten, daß Jaspin sie mit der einfachen und rührenden Festigkeit seines rechtschaffenen Blickes beherrschte, sie streckte die Hand nach ihrem Sessel aus, dessen Lehne sie krampfhaft drückte.

„Hören Sie,“ sagte der Abbé zu ihr, „hören Sie eine schmerzliche Geschichte, senken Sie Ihren Blick von den Höhen, auf denen Sie schweben, auf das Elend dieser Erde herab, erfahren Sie, was hienieden die Mütter leiden, die nicht Königinnen sind, die Königinnen, die nicht Mütter sind!“

Die Marquise vermochte es nicht länger auszuhalten; sie rief entsetzt aus:

„Aber was wollen Sie mir sagen, mein Herr?“

Der Abbé fürchtete, seine Gedanken und seinen Triumph zu sehr blicken zu lassen.

„Etwas, das Sie ohne Zweifel nichts angeht, Madame, aber das Sie mit Theilnahme hören werden, da es ein Geheimniß ist, das Frau von Lavernie, Ihre so ergebene Freundin, mir auf dem Todtenbette anvertraut hat.“

„Ein Geheimniß, das Bezug auf wen hat?“ fragte Frau von Maintenon bleich und fieberhaft.

„Auf die Geburt dieser Zwillinge,“ erwiederte Jaspin kaltblütig.

Die Marquise sank erstarrt, bestürzt, auf ihren Sessel. Jaspin, ohne etwas von dem Eindrucke verloren zu haben, den seine fromme Lüge hervorgebracht hatte, erhob die Augen gen Himmel, wie um sich vor Gott zu entschuldigen; indem er hierauf von Neuem den Kopf beugte, um sich zu sammeln und nicht ein gewagtes Wort auszusprechen, sagte er:

„Sie haben die innige Liebe gekannt, Madame, welche Herrn von Lavernie mit seiner Frau vereinigte. Sie hatten sich von der Welt, von dieser prachtvollen und glänzenden Pariser Welt zurückgezogen, welche die Armen fliehen, wenn sie nicht neidisch werden wollen, und die Leute, welche sich lieben, wenn sie nicht eifersüchtig werden und nicht aufhören wollen sich zu lieben. Die Liebe dieser beiden edlen Wesen war von Gott eingeflößt, von Gott gesegnet worden. Alle Beide bewahrten sie gewissenhaft, wie wir Priester in unseren Kapellen eine dem Herrn geweihte Lampe unterhalten. Sie hatten sich im Jahre 1660 vor dem Frieden der Pyrenäen verheirathet und auf ihre Herrschaft Lavernie zurückgezogen. Der Graf wurde bald von dem Könige berufen, der seine Treue kannte. Man ertheilte ihm einen wichtigen Auftrag in der Provençe, wo es sich darum handelte, die Citadelle von Marseille und die von Orange zu schleifen. Herr von Lavernie commandirte eine Abtheilung Truppen, welche sich dort bis zur gänzlichen Ausführung der Befehle des Königs aufhielt. Verzeihen Sie mir diesen Wort-

schwall, Madame, ich gehe ein wenig weit zurück, aber ich bin alt, und ich erinnere mich von lange her."

Man hätte sehen müssen, wie die Marquise diesen vorgeblichen Wortschwall anhörte, mit welchen Augen sie den Erzähler verschlang.

„Fahren Sie fort," flüsterte sie, indem sie mit ihren Fingern die Spitzen ihrer Manschetten zerknitterte.

„Die Frau Gräfin," fuhr Jaspin fort, „war ihrer Entbindung nahe, als ihr Gatte nach der Provençe abreiste, und die Abwesenheit des Grafen in einem solchen Augenblicke war ein großer Schmerz für alle Beide. Aber wie ich Ihnen gesagt habe, Madame, Gott segnete ihre Verbindung, und am 26. August 1660, gerade an dem Tage von dem Einzuge des Königs und der neuen Königin in Paris, gebar die Gräfin einen Sohn."

Der Abbé hatte langsam, und gleichsam als ob er suchte, ihnen Gewicht zu verleihen, diese letzten Worte ausgesprochen, welche ein Gespenst für die Marquise wurden.

„Sie irren sich, mein Herr," stammelte sie, indem sie sich an den Sessel klammerte. „Frau von Lavernie gebar zwei Kinder."

Und hier erlaubte ein entsetzliches Schweigen von einigen Secunden Jaspin, das entstellte Gesicht und die bestürzte Haltung der Frau von Maintenon zu sehen.

„Ich irre mich nicht," erwiederte er, „da dies das Geheimniß ist, was ich Ihnen mittheilen wollte. Ich, der arme studirende Priester, vergnügt wie der Vogel, den Gott täglich ernährt, war an demselben Morgen in dem Bezirke

angekommen, und ich suchte eine Erzieherstelle: obgleich unwissend, glaubte ich immer noch mehr als ein Kind zu wissen. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, Madame, und hatte ein rechtschaffenes Gesicht: ich hatte zwei oder drei Tage vorher, verschwenderisch, ich bitte Gott deßhalb um Verzeihung, meine drei letzten Thaler ausgegeben, ich war seit dem vorigen Tage nüchtern; ich wagte es, auf das Schloß zu gehen. Frau von Lavernie war noch auf: es war am Morgen, ich erinnere mich dessen immer, und sie wurde erst am Abend entbunden. Wenn Sie wüßten, Madame, wie schön sie trotz der Blässe ihrer ersten Leiden, wie lieblich ihr Lächeln war, wie diese Frau eine edle Mutter verhieß. . . ."

Hier fühlte der Abbé seine Brust von einem herzzerreißenden Schluchzen erbeben. Er verbarg sein Gesicht in seinen Händen, und die Marquise sah dicke Thränen zwischen seinen Fingern durchgleiten.

„Ich bitte Sie nochmals um Verzeihung," sagte Jaspin, „aber sie war eine Frau, Sie wissen es, — die man nicht anblicken konnte, ohne die Lust zu fühlen, ihr zuzulächeln, und ich werde niemals an sie denken können, ohne das Verlangen zu haben, sie zu beweinen. Nun also, an diesem Tage fragte ich sie, ob sie nicht die Güte haben wollte, für mich eine Stelle als Erzieher zu finden; ich sagte ihr, daß ich ergeben, treu, rechtschaffen wäre, und daß ich großen Hunger hätte."

„Ich habe noch kein Kind," erwiederte die junge Gräfin mit ihrer reizenden Stimme, „aber ich werde bald, vielleicht heute, eins erhalten. Beten Sie zu Gott, daß es ein

Sohn sei, Herr Abbé, beten Sie mit Inbrunst; mein Gatte wäre so glücklich, einen Sohn zu haben! . . . Und dann werden Sie sein Erzieher sein."

„O! Madame, wie ich betete! Wie ich gewiß war, erhört zu werden, indem ich zu Gott für einen seiner Engel betete! Den ganzen Tag über blieb ich im Gebet, und gegen Mitternacht, da ich, um Nachrichten zu erhalten, an der Brücke außerhalb des Schlosses, Sie wissen — Verzeihung," rief Jaspin hastig aus, „ich vergaß, daß Sie Lavernie vielleicht nicht kennen — als ich an der Brücke lauerte, sage ich, sah ich den Geburtshelfer zu Pferde herauskommen, den man aus der benachbarten Stadt geholt hatte, und der nach der vollbrachten Entbindung dahin zurückkehrte."

„Nun!" rief ich ihm ganz aufgeregt zu.

„Nun!" erwiederte er, „der Herr Graf von Lavernie hat einen Sohn erhalten."

Und er sprengte im Galopp davon, indem er mich vor Freude entzückt verließ; er hatte gesagt, einen Sohn — und als ich am folgenden Morgen hingegangen war, um der Frau Gräfin meine Ehrerbietung zu bezeigen und meine Glückwünsche darzubringen — ich befand mich unten auf der Hausflur, — hörte ich ihre klangvolle Stimme, welche sagte:

„Danken Sie dem Herrn Abbé, sagen Sie ihm, daß ich zwei Söhne habe, und daß er zwei Zöglinge haben wird."

„Zwei Söhne . . . Sie sehen wohl, Zwillinge," flüsterte Frau von Maintenon mit einem Ausdrucke und einer

Eile, welche Jaspin nicht bemerken wollte. — „Die Thatsache ist,“ fuhr Sie fort, „daß die Gräfin in der Nacht nach der Entfernung des Geburtshelfers von neuen Wehen befallen wurde, und daß sie einen zweiten Sohn gebar. — Das ist es wenigstens, was sie mir geschrieben hat. . . . Ich hatte den Brief. . . .“

„Madame,“ erwiederte Jaspin ernst, „Sie vergessen immer, daß Sie, wie Jedermann, nur das wissen, was die Gräfin Jedermann hat mittheilen wollen. Es waltet ein Geheimniß ob, erinnern Sie sich dessen, ich allein weiß es, und es ist folgendes. . . .“

„Aber warum,“ rief die Marquise aus, welche in der größten Verwirrung aufstand, „warum, mein Herr, erzählen Sie mir . . . ein Geheimniß . . . das Gott Ihnen zu verschweigen befiehlt, da es Ihnen, wie Sie sagen, vor dem Richterstuhle der Beichte offenbart worden ist?“

„Weil ich, indem ich es offenbare, Madame, das Leben eines Menschen zu retten hoffe, und Gott dem Beichtvater niemals geboten hat, ein Geschöpf sterben zu lassen, das er retten kann.“

In diesem Augenblicke bot die Marquise das entsetzlichste Bild der Verzweiflung und des Schreckens. Man sah sie wie in einem Todeskampfe gegen das Verlangen kämpfen, die Enthüllungen Jaspin's mit einem Worte zu unterbrechen. Dieses Wort schwebte auf ihren Lippen; dann rüstete sich plötzlich diese mächtige Seele zu einem neuen Kampfe. „Bis wie weit weiß er?“ fragte sich die Marquise . . . „vielleicht weiß er nicht Alles, warten wir!“

Jaspin, das einfache, so wenig fähige Herz, sich bei

jedem anderen Umstande gegen das Genie der Marquise zu vertheidigen, faßte indessen jedes Schwanken ihrer Seele auf, und folgte ihr in allen ihren Bewegungen, wie der Fischer auf dem Grunde des Meeres sich seine harpunirte und an die Seite der Barke gefesselte Beute in den letzten Krämpfen bewegen sieht.

Die Marquise warf einen mißtrauischen Blick um sich.

„Was Niemand gewußt hat," begann Jaspin wieder, indem er die Stimme senkte, „ist, daß die Gräfin von Lavernie an dem Tage ihrer Niederkunft selbst ein geheimnißvolles Schreiben erhalten hatte, welches von ihr eine Zusammenkunft an der kleinen Pforte ihres Parkes verlangte. Sie fand dort eine alte und ihr sehr theure Freundin, ein Opfer dieser glänzenden Welt, in der alle Beide gelebt hatten. Diese Frau hatte Paris in aller Eile verlassen, vor den Augen Jedermanns eine Schwangerschaft zu verbergen, die sie ihrem Gatten nicht zuschreiben konnte. Stolz in ihrem Fehltritte, unerschütterlich in ihrem Unglücke, hatte sie sich nicht einmal ihrem Geliebten anvertraut, dem sie vielleicht mehr noch als jedem Anderen ihre Lage verheimlicht hatte. Sie hatte sich nur einer alten Freundin, der so glücklichen und so reinen Frau von Lavernie, erinnert, sie ließ sie rufen, und eröffnete sich ihr in Verzweiflung. Wahr ist es, Madame," unterbrach sich Jaspin, der sein Taschentuch vor sein Gesicht hielt, um Frau von Maintenon nicht mit ihrem Riechfläschchen eine unvermeidliche Ohnmacht bekämpfen zu sehen „daß die Gräfin die Trösterin der Betrübten, die Vorsehung der Unglücklichen, muthig und erfinderisch in ihrer Barmherzigkeit war! — „Ich bin ver-

loren und entehrt," sagte die arme flüchtige Frau zu ihr, ich werde meine Schande nicht überleben, die über mich kommen wird. In einigen Stunden werde ich Mutter sein, nachher flüchte ich mich in die Arme des Todes. Wachen Sie über mein Kind, und Gott wird Sie dafür belohnen. Ich verlange von Ihnen nur Vergebung für meine Seele, Schweigen und Vergessen für meinen Leib!"

„Die Gräfin empfand das ganze Unglück dieser Frau, deren stolzen Willen sie kannte: Sie werden nicht sterben, sagte sie zu ihr. Mein Gatte ist abwesend, ich werde Ihr Kind mit dem vereinigen, das Gott mir schenken wird; ich werde sie selbst wie Zwillinge mit einander erziehen, und Niemand wird jemals Ihr Geheimniß erfahren, so lange als Sie selbst mich meines Wortes nicht entbunden haben. Kommen Sie zuvörderst mit mir, ich werde Ihnen sagen, was Sie thun müssen, und erinnern Sie sich, daß man niemals verzweifeln darf, so lange als man ein großmüthiges Herz für sich hat, denn eine treue Freundin ersetzt Gott in den Tagen der Prüfung."

Die Marquise ließ ihren Kopf auf das geschnitzte Wappen des Sessels zurücksinken. Jaspin begann rasch wieder:

„Alles wurde ausgeführt, wie die Gräfin es gewollt hatte. Die arme Flüchtige gebar in dem, in der Tiefe des Waldes verlorenen Jagdpavillon einen Sohn, und fast zu derselben Stunde umarmte Frau von Lavernie, die ihr Bett in dem großen Salon des Erdgeschosses hatte aufschlagen lassen, — umarmte die würdige Gräfin ihren eigenen Sohn, ein unter dem Jubel des ganzen Hauses geborenes Kind. Dann, als der Geburtshelfer sich entfernt und die Gräfin

Jedermann fortgeschickt hatte . . . die Nacht war warm, die wohlriechende Luft drang durch die offenen Fenster . . . brachte nach einem zwischen ihr und ihrer Freundin verabredeten Signale diese Letztere ihr Kind auf das Schloß, legte es in die Arme der Gräfin und verschwand in dem Garten. Auf diese Weise, Madame, schliefen am folgenden Morgen Zwillinge auf dem Bette der Frau von Lavernie; Sie wissen es jetzt ebenso gut als ich."

Ein zu lange unterdrücktes Schluchzen drang aus dem Herzen der Marquise hervor; sie wandte ihre schönen, durch Schmerz und Furcht geöffneten Augen nach Jaspin und sagte mit erstickter Stimme:

„Ja, die Frau, die das gethan hat, ist ein Engel . . . Aber die andere Mutter, Herr Abbé, die, welche die Gräfin auf diese Weise gerettet hatte, Sie kennen sie, nicht wahr? Frau von Lavernie hat Ihnen ihren Namen gesagt? . . ."

„Niemals, Madame," erwiederte Jaspin, indem er sie fest anblickte, „und wenn ich Ihnen das Geheimniß mitgetheilt habe, so geschah es, damit Sie mir beistehen möchten, sie wieder aufzufinden. . . ."

„Wozu?" fragte die Marquise ungestüm.

„O! Madame, weil diese Frau vielleicht mächtig ist, und sie, wenn ich sie entdecke, Gerhard von Lavernie retten wird . . . da Sie nichts für ihn vermögen."

„Sie werden sie nicht wiederfinden, Herr Abbé," sagte die Marquise in überzeugtem Tone, „und außerdem wäre es unnöthig, denn dieser neue Zug, den Sie mir von der Großmuth der Gräfin mitgetheilt haben, hebt alle meine

Bedenklichkeiten; an mir ist es, über ihren Sohn zu wachen, ich übernehme ihn von nun an."

„O! nein," erwiederte Jaspin, den Kopf schüttelnd, „ich habe mein Werk noch nicht beendigt. Sie werden diese unbekannte Dame mit mir suchen, Sie werden sie noch begieriger als ich selbst suchen, wenn ich Ihnen den anderen Theil dieses Geheimnisses erzählt, von dem Sie nur erst die Hälfte wissen."

„Großer Gott!" rief die Marquise aus.

„Sie haben erfahren, Madame, daß der eine der Zwillinge gestorben ist."

„Ja . . ."

„Sie wissen, daß die Gräfin ihren Gatten bei der Belagerung von Mastricht verloren hatte, und daß ihr als Stütze, als Liebe, als Hoffnung nur noch dieser letzte der Zwillinge, meiner beiden Zöglinge, übrig blieb?"

„Ohne Zweifel, nun?"

„Nun," sagte sich die Gräfin, „da ich dieses Kind erzogen habe, da Niemand es so sehr als ich lieben wird, so wäre es nicht gerecht, daß man mir es aus einer Laune raubte. Wer wird überhaupt jemals erfahren, daß es nicht die Frucht meines Schooßes ist . . . weiß er es selbst? . . . Nein! . . . Gott hat mir diesen zweiten Sohn gesandt, er ist mein Eigenthum, ich behalte ihn."

„Aber, mein Herr," fragte die Marquise mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte, „welcher der beiden Zwillinge war es, der gestorben ist?"

„Es war der Sohn der Gräfin," erwiederte Jaspin.

„So daß der, der ihn überlebt? . . .“ stammelte Frau von Maintenon, indem sie an allen Gliedern zitterte.

„Der, welcher ihn überlebt,“ antwortete Jaspin, indem er sich der Marquise näherte, um ihr diese schrecklichen Worte in das Gesicht zu hauchen, „der, welchen man den Grafen Gerhard von Lavernie nennt, das unglückliche Kind, das Herr von Louvois in einigen Stunden tödten wird, ist der Sohn, den die Unbekannte in die Arme der Gräfin gelegt hatte, und dessen Mutter wieder aufzufinden ich Sie um Ihren Beistand gebeten habe, Madame, damit sie ihn wenigstens vor dem Schaffott rettet!“

„Den Beweis! den Beweis!“ rief Frau von Maintenon zugleich von Verzweiflung und Gewissensbissen getrieben aus.

„Hier, Madame,“ sagte der Abbé, indem er aus seinem Busen ein Miniaturbild zog, das er der Marquise hinhielt, „hier ist das Portrait Gerhard's, Sie sehen wohl, daß er Herrn von Lavernie nicht gleicht . . . Und dann, wenn er vorüberkommen wird, um zu sterben, so betrachten Sie ihn selbst ein wenig; irgend Etwas sagt mir, daß er seiner wahren Mutter ähnlich sieht; vielleicht werden Sie dieselbe dann erkennen.“

Indem er diese Worte sagte, und während die Marquise dieses Portrait verschlang, fiel Jaspin erschöpft auf seine Knie, die Marquise hob ihn mit beiden Händen wieder auf, und zum ersten Male ließen diese Augen von Erz Thränen fallen.

Bald erschien der Blitz wieder in ihrem Blicke.

„Sie sagen," rief sie aus, „daß er von einem Kriegsgericht verurtheilt ist?"

„Unter dem Vorsitze des Herrn Herzogs von Maine."

„O! der Himmel sei gelobt! . . . Aber Louvois, weiß er etwa . . ."

„Nichts . . . ich stand im Begriffe zu sprechen, als Sie in Valenciennes einzogen."

Die Marquise schauderte.

„Was glaubt er am Ende, seitdem Sie ihm gedroht haben?"

„Daß Sie vielleicht den Sohn einer ehemaligen Freundin vertheidigen werden."

„Ob ich ihn vertheidigen werde! . . . bis zum Tode!"

Und Frau von Maintenon ergriff Mantel und Schleier, irrte wie wahnsinnig herum, und indem Sie sich plötzlich besann, blieb sie vor Jaspin stehen und ergriff ihn bei den Händen, um ihm besser in das Gesicht zu sehen:

„Und Er?" fragte sie, „was weiß er?"

„Er weiß, daß seine Mutter gestorben ist," antwortete Jaspin, der diesen Blick rechtschaffen aushielt, „er weiß, daß ihm nichts mehr auf der Welt übrig bleibt, und er erwartet zu sterben, wie er es mir heute Morgen geschrieben hat, hier ist sein Brief, lesen Sie, Madame."

Die Marquise las diesen Brief eben so begierig, als sie das Portrait betrachtet hatte, drückte mit der einen Hand kräftig die Hand Jaspins, und zeigte ihm mit der andern das an der Wand hängende Crucifix.

Jaspin machte langsam und feierlich das Zeichen des Kreuzes; das war seine ganze Antwort.

In dem Augenblicke, wo die Marquise aus ihrem Zimmer stürzen wollte, klopfte Nanon schüchtern an die Thür.

„Der Herr Herzog von Maine," sagte sie, „verlangt Madame seine Aufwartung zu machen."

„Er möge eintreten," rief die Marquise aus. „Herr Abbé, gehen Sie zu Herrn von Lavernie, in zwei Stunden wird er Nachricht von mir erhalten, nachher kehren Sie zurück, ich werde Sie hier erwarten! . . ."

Verblüfft, außer sich vor Freude, stieß Jaspin sich schwerfällig an die Möbeln, verfing sich beim Hinausgehen in einem Tapetenvorhang, und umarmte in dem zweiten Zimmer die alte Jungfer, welche den Kopf senkte und die Augen niederschlug. Sie stieß einen leisen Schrei aus, er stürzte hinaus, indem er wie ein Nachtfalter gegen alle die vergoldeten glitzernden Höflinge stieß, welche den Vorplatz überfüllten.

XXVIII.

Erste Handlung der Mutterschaft.

Indem der Leser immerhin Jaspin bei seinem diplomatischen Auftritte mit Frau von Maintenon bewundert, wird er sich vielleicht unwillkürlich erinnern, daß die Gräfin von Lavernie sich niemals dem würdigen Manne freiwillig oder

durch die Beichte anvertraut hatte. Man könnte daher Jaspin der Lüge oder den Verfasser der Unaufmerksamkeit beschuldigen. Jaspin hat wohl ein wenig gelogen, — sehen wir, ob er es anders machen konnte. — Der Verfasser ist logisch, wir wollen es beweisen.

Erzieher ohne Stelle, begegnete Jaspin im Jahre 1660 auf der Heerstraße einer Magd ohne ihre Herrschaft. Das war an der Thür einer Dorfkirche. Ein Landmann, Namens Desbuttes, beabsichtigte seinen Neffen taufen zu lassen, einen siebenjährigen Knaben, eine Waise, für den Niemand in dem Dorfe wegen des schlechten Rufes seines Vaters zeugen wollte.

Jaspin und Nanon — Nanon war diese Magd — betrachteten den häßlichen Knaben, der vor Scham weinte. Der liebreiche Jaspin trat vor und reichte ihm eine Hand; Nanon, welche Jaspin zulächelte, ergriff die andere Hand des kleinen Schelmes, welcher der bekannte Desbuttes unserer Geschichte werden sollte.

Der Landmann führte den Gevatter und die Gevatterin nach der Kirche; die Taufe ging vor sich. Bei der Rückkehr bot der Landmann einen Kuchen und ein Glas weißen Wein an. Jaspin und Nanon setzten ihren Weg fort, indem sie den jungen Christen dort zurückließen.

Jaspin war zu jener Zeit frisch und blühend, Nanon feurig und verschlossen, der wachsame Teufel, wie jetzt noch. Der Gevatter und die Gevatterin reisten mit einander drei Tage lang, verzehrten in diesen drei Tagen drei Thaler, welche Jaspin besaß, und außerdem zwei Thaler, welche Nanon bei sich hatte, und nun hielten sie Rath.

Jaspin zeigte seinen leeren Geldbeutel . . . Nanon den ihrigen. Man mußte sich also trennen.

„Bah!“ rief der Abbé aus; „gehen wir immer noch, wir werden unterweges ein wenig arbeiten, und das wird uns erlauben, länger bei einander zu bleiben.“

„Nicht doch,“ sagte Nanon, „ich kann nicht weiter gehen. Ich bin hier grade in der Stadt angekommen, in welcher meine Gebieterin mir befohlen hat, sie zu erwarten, und ich muß sie erwarten, denn wenn sie mich nicht fände, so würde sie entweder glauben, daß ich sie verlassen habe, weil sie arm ist, wozu ich unfähig bin, oder daß ich ihr gefolgt bin, um ihre Geheimnisse zu belauschen, was unnöthig ist, da ich sie kenne.“

„Ah! Sie erwarten hier Ihre Gebieterin?“ sagte Jaspin.

„Eine Frau von feinem Verstande!“

„Welche heißt? . . .“

„Sie sind neugierig, Gevatter, aber Ihnen ist Alles erlaubt. Sie heißt Madame Scarron.“

„Die Frau des lahmen Krüppels?“

„Ganz recht.“

„Und sie hat Geheimnisse?“

„Sie scheint mir nur eins zu haben, aber ich halte es für wichtig.“

Und Nanon flüsterte spöttisch lachend das Geheimniß Jaspin ins Ohr, der erröthete. Damals war dieses Geheimniß ohne Wichtigkeit, wie Jaspin, wie Nanon, wie Madame Scarron selbst, und dennoch machte Jaspin seiner Gevatterin einen Vorwurf über ihre Plauderhaftigkeit.

„Bah!“ erwiederte Nanon, „ich bin nicht unverschwiegen, da meine Gebieterin mir nichts anvertraut hat, da sie sich vor mir versteckt, und da sie so ohne mich reist; außerdem irre ich mich vielleicht; ich habe vielleicht mehr geargwöhnt, als daran ist.“

„Warum in der That nicht lieber an das glauben, was sie Ihnen gesagt hat?“ sagte der gute Jaspin. Hat sie Ihnen einen Grund dafür angegeben, weßhalb sie sich auf dieser Reise so von Ihnen getrennt hat?“

„Ja, die Ersparniß. Sie geht, wie sie sagt, um Geld von einer alten Freundin in der Provinz zu entleihen, und um wohlfeiler auf ihrer Reise zu leben, will sie sich ohne Magd zeigen.“

„Nun, das ist ein vortrefflicher Grund, Nanon: an Ihrer Stelle würde ich mich damit begnügen.“

„Warum hat sie mich dann bis hierher kommen lassen, um sie zurückzuführen? Es wäre ihr noch weniger theuer zu stehen gekommen, mich in Paris zu lassen.“

„Der Stolz, Nanon! Die Freunde in Paris dürfen unsere Armuth nicht ahnen, und um nach Paris zurückzukehren, muß man seine Kammerjungfer bei sich haben. Folgen Sie mir, Gevatterin, nehmen Sie auf dieser Welt die Gewohnheit an, die Dinge immer von der guten Seite anzusehen. Aber genug mit der Moral. Da wir Abschied von einander nehmen müssen, so lassen Sie uns mit einer guten Erinnerung scheiden.“

Die beiden Freunde trennten sich in der That einer über den andern entzückt, indem ihr Vergehen sie weit weniger als der Abschied bekümmerte.“

„Sie war ein gutes Mädchen,“ sagte sich Jaspin, „die ich niemals wiedersehen werde.“

„Er war ein hübscher junger Mann,“ dachte Nanon; „er ist für mich todt.“

Auf diese Weise besaß der Abbé den ersten, noch unaufgeklärten Theil dieses Geheimnisses. Aber als er, durch Zufall nach Lavernie gekommen, um den Park herumstreifte, fing er das geheimnißvolle Gespräch der Gräfin und einer Unbekannten auf, die sie Franziska nannte; als er am Abend, von seinen Besorgnissen über die Gesundheit seiner zukünftigen Gönnerin gepeinigt, herumirrte, hörte er aus dem Pavillon des Parkes das unvermeidliche Stöhnen erschallen, das diese namenlosen Schmerzen sogar dem Marmor entreißen würden; als er endlich späterhin aus der Tiefe eines Gebüsches eine erschreckte Frau, die eine Last auf ihren Armen trug, zu der Gräfin eintreten, sie umarmen, dann durch die dunkeln Alleen entfliehen und das Gitterthor am Walde erreichen sah, ging Jaspin von Vermuthungen zu einer halben Gewißheit über, welche vollständig wurde, als er das erste Mal bei der Gräfin den Namen der Madame Scarron aussprechen und von ihr in Ausdrücken reden hörte, welche eine alte Freundschaft verriethen.

Madame Scarron war also eine alte Freundin der Gräfin von Lavernie, die es nicht verheimlichte. Madame Scarron hieß also Franziska, Madame Scarron reiste also im August 1660 allein in dem Bezirk, da sie ihrer Magd befohlen hatte, sie in der Umgegend zu erwarten. Wenn es schien, daß sie gegen die Vorsicht gefehlt, indem sie Nanon so nahe bei sich behielt, vor der sie sich indessen verbarg, so

war im Gegentheile nichts vorsichtiger, denn diese Frau bedurfte Pflege, eine Stütze, einen Arm bei ihrer Genesung und für ihre Rückkehr, oder sogar für das Kind, wenn Frau von Lavernie das nicht gethan hätte, was Madame Scarron von ihr zu hoffen wagte. Und noch späterhin, als Jaspin einen Unterschied in der Sorge der Gräfin für ihre beiden Zwillinge fühlte, als er diesen Unterschied in der väterlichen Liebe des Grafen wiederfand, dem die rechtschaffene Frau zuverlässig die Wahrheit hatte mittheilen müssen; als der Abbé den Befehl erhielt, den einen von seinen beiden Schülern Lavernie zu nennen, während der andere nur Gerhard hieß: war das nicht mehr als für diesen schüchternen Beobachter nöthig war, um das so sonderbarer Weise von Nanon offenbarte Geheimniß vollständig zu machen?

Was gab es von nun an Einfacheres zu errathen? Mußte die Gräfin, als ihr Sohn gestorben und Herr von Lavernie bei Mastricht gefallen war, Gerhard seiner wahren Mutter zurückgeben und allein auf dieser Welt bleiben? Frau von Lavernie bemerkte, daß sie dieses Kind, welches nicht das ihrige war, bis zur Vergötterung liebte, es machte ihre ganze Wonne aus, sie gab für dasselbe ihr Leben hin. Jaspin fand das so natürlich, daß er es der Gräfin gerathen haben würde.

Was das Geheimniß anbetrifft, welches die Gräfin immer über diese Annahme beobachtete, so war es unmöglich zu vermeiden: um sich ganz das Eigenthum dieses Adoptivsohnes zu sichern, hatte Frau von Lavernie eines Tages Madame Scarron die Nachricht von seinem Tode geschrieben. Der Abbé hatte den folgendermaßen abgefaßten Brief gesehen.

„Sie werden, Madame und Freundin, mit Betrübniß

den schmerzlichen Verlust erfahren, den ich mit dem zweiten meiner Söhne erlitten. Ich bin versichert, daß Sie trotz der wichtigen Sorgen, welche Sie beschäftigen, und dem hohen Glücke, auf das Sie zuschreiten, ein Andenken an dieses Kind bewahrt haben, das Sie in Ihrer Eigenschaft als Freundin meiner Familie interessirte. Und jetzt, Madame, verzeihen Sie mir, diesen Tropfen Wermuth in den Kelch Ihres Wohlergehens geschüttet zu haben. Vergessen Sie! möge von nun an nichts mehr die Heiterkeit Ihrer Tage beunruhigen! Das ist der Wunsch Ihrer beständigen Freundin."

Henriette, Gräfin von Lavernie."

Jaspin wußte, daß Frau von Maintenon nach dem Empfange dieses Briefes ihr Portrait mit einer Antwort voller Zärtlichkeit gesandt hatte, — war alles das nicht klar genug für ihn?

Was Frau von Maintenon und ihr Schweigen während der ersten Jahre des Kindes, ihre gänzliche Verzichtleistung auf ihre Rechte als Mutter anbelangt, konnte dem anders sein?

Ein Mal in das Familienbuch der Lavernie's eingeschrieben, konnte Gerhard daraus nur durch den Schandfleck der Bastardschaft vertilgt werden, und das war die Entehrung dieser so treuen Freundin, deren Gefälligkeit ein Verbrechen genannt worden wäre. Franziska von Aubigné hatte aus Stolz auf ihren Sohn verzichtet, es sei! aber der Stolz ändert das nicht, was er gethan hat. Niemand, ausgenommen Gott, sollte wissen, ob diese Frau litt und sich nach ihrem Sohne sehnte! Und wenn die Gewissensbisse

gekommen wären, was hätte sie gethan, da sie an den Tod dieses unglücklichen Kindes glauben mußte?

Es würde noch übrig bleiben, den Schrecken Nanon's zu erklären, als sie Jaspin wiederfand. Die Sache ist abgethan. Jaspin war für diese Scheinheilige eine Erscheinung des Teufels; ein Wort Jaspin's konnte dieses mühselig durch dreißig Jahre aufgeführte Gebäude der Sprödigkeit einstürzen. Ein Wort Jaspin's stürzte Nanon bei der Marquise, denn für den Fall, daß diese ihr eine Sünde verziehen hätte, würde sie ihr niemals einen Verrath verziehen haben. Und statt eines Wortes hätte der Abbé fünfzig geschrieen, wenn Nanon darauf beharrt hätte, ihn nicht zu erkennen und ihm die Thür ihrer Gebieterin zu verweigern. Sie hatte daher nachgegeben, gestöhnt, und Jaspin, das heißt dem Teufel, gehorcht.

Wäre demnach Jaspin ein rechtschaffener Mann gewesen, wenn er der Marquise die erste Quelle des ungeheuren Geheimnisses offenbarte?... Wäre es nicht abscheulich gewesen, wenn er seine Gevatterin anklagte? Hätte Frau von Maintenon nicht gegen ein Unglück gekämpft, das ihr von Nanon zukam, während sie unter dem von der Gräfin von Lavernie ihrem Beichtvater gemachten Geständnisse nur den Kopf beugen durfte?

Zuverlässig that Jaspin wohl, zu lügen, und nach allen diesen Erklärungen hoffen wir, daß diese neue Sünde ihm verziehen sei. Was uns anbetrifft, so ist unsere Freisprechung ganz vollständig.

Lassen wir jetzt Jaspin, nach dem Befehle der Frau von Maintenon, nach der Festung eilen, und kommen wir

auf Louvois zurück, den wir verlassen haben, wie er mit vieler Unschlüssigkeit das ungeheure Wort auslegte: „Die Geheimnisse der Frau von Maintenon!“

Louvois war nach der Entfernung Jaspin's in einem leichter zu begreifenden, als zu beschreibenden Zustande geblieben. Dieser herrschsüchtige Mann, an die Unterwürfigkeit aller derer gewöhnt, die ihn umgaben, dieser Tyrann der Marschälle, der Prinzen und der Könige, vermochte nicht sich herabzulassen, vor einem geringen Dorf-Abbé zu zittern, und dennoch war Ursache vorhanden zu zittern.

Indessen, da bei dem vollständigsten Unglücke ein starker Mann immer seinen Vortheil findet, so tröstete sich Louvois mit dem Gedanken, daß Frau von Maintenon Geheimnisse hätte... augenscheinlich für sie nachtheilige Geheimnisse, sagte sich Louvois, sonst würde sie dieselben nicht in dem Zustande von Geheimnissen lassen.

Nach dem, was Jaspin so eben gesagt, war Gerhard von Lavernie der Mittelpunkt dieser Geheimnisse.

„Wenn Sie ein Haar dieses jungen Mannes berühren,“ hatte der Abbé ausgerufen, „so wird Frau von Maintenon Ihren Kopf auf dem Schaffotte fallen lassen.“

Louvois fürchtete sich vor diesem Schaffotte nicht, sondern fragte sich, ob es kein Mittel gäbe, die Marquise zu zwingen sich zu entdecken, während er selbst gehörig geschützt, ganz tadellos hinter dem Schutze der Militärgesetze und eines von Herrn von Maine ausgesprochenen Urtheils war.

Entweder hatte Jaspin seinen gesunden Verstand, und dann waltete ein Geheimniß ob — man würde versuchen sich seiner zu bemächtigen, — oder Jaspin war verrückt,

und dann würde Frau von Maintenon der Gerechtigkeit Louvois' ihren Lauf lassen.

Das waren die Betrachtungen Louvois' während der ersten Minuten, welche nach der Flucht Jaspin's verflossen.

Hierauf wieder gestärkt und entschlossen, sandte er dem Abbé einen Spion nach. Dieser Mann sah den Abbé den Kutschen nacheilen, in das Stadthans eintreten, sobald er Frau von Maintenon in dasselbe hatte eintreten sehen; es verfloß eine Viertelstunde, Jaspin wurde nicht fortgejagt: er war also empfangen worden. Der Spion kehrte zurück, um Louvois Bericht darüber zu erstatten.

Dieser Jaspin ist kein Narr, dachte der Minister. Es giebt ein Geheimniß: wie macht man es, um aus einem Mörser die Bombe hervorfahren zu lassen, welche sich darin verbirgt? Man legt Feuer an das Pulver. Zünden wir das unsrige an!

Und sogleich rief Louvois den Profoß und die Häscher, befahl, daß man Gerhard das Urtheil des Kriegsgerichts vorläse, versichert, daß dieser Lärm und diese Bewegung von Seiten der Frau von Maintenon ebenfalls Bewegung und Lärm herbeiführen würden.

Diese Art von Ceremonie wird mit einer grausigen Feierlichkeit vollzogen. Gerhard ging in dem Saale auf und ab, den man ihm zum Gefängnisse gegeben hatte, als er einen Gerichtsschreiber, einen Hauptmann mit einer Rotte Häscher, dann den Profoß, und hinter ihm in einer Gruppe häßlicher Gesichter ein noch weit häßlicheres und weit finstereres eintreten sah, das bei ihm einen Schauder des Ekels

erweckte, denn er war in diesem Augenblicke der Furcht unzugänglich.

Der Gerichtsschreiber las das Urtheil und den in gehöriger Form abgefaßten Beschluß. Es war darin gesagt, der Dragoner-Lieutenant Gerhard von Lavernie, Edelmann, da er den Arrest übertreten, der ihm auferlegt worden war, da er Nonnen schwer gekränkt und den Minister des Königs in der Ausübung seines Amtes beleidigt hätte, genannter Gerhard von Lavernie wäre, der Verbrechen der Indisciplin, Insubordination und der Gotteslästerung überführt, aus diesem dreifachen Grunde zur Todesstrafe verurtheilt.

Gerhard lehnte sich an die Wand seines Kerkers, als ihm dieses vorgelesen wurde. Ein heller Lichtstrahl fiel durch ein schräges Fenster auf sein Gesicht. Eine leichte Röthe erschien auf seinen Wangen, als er erklären hörte, daß er Nonnen beleidigt hätte: seine Lippen öffneten sich, um eine Protestation entschlüpfen zu lassen; aber da sein Blick in dem Saale kein Gesicht angetroffen hatte, das ihm würdig schien, diese Protestation zu hören, so schwieg Gerhard, wurde wieder bleich und erwartete das Ende.

Der Gerichtsschreiber fügte hinzu, daß die Hinrichtung auf der Esplanade, — durch Erschießen oder durch das Beil, nach der Wahl des Verurtheilten, — stattfinden würde.

„Wann?" fragte Gerhard.

„Heute," fuhr der Gerichtsschreiber fort, indem er seine Rolle las, „binnen fünf Stunden nach dem Ausspruche des gegenwärtigen Urtheils und Beschlusses."

Gerhard zog eine kleine Uhr, die er von der Gräfin Lavernie hatte.

„Man hat zwei Stunden verloren," sagte er, „das ist bedauerlich, vielleicht hatte ich das Recht, auf der Stelle benachrichtigt zu werden; zwei Stunden unter fünf zählen unter solchen Umständen!"

Der Profoß näherte sich höflich:

„Die Wahl des Herrn?" fragte er.

„Ah! ja... meine Wahl... Nun, wie es Ihnen beliebt... Warten Sie, ich ziehe das Erschießen vor."

Der Profoß verneigte sich; der Gerichtsschreiber schrieb nieder, was der Verurtheilte so eben gesagt hatte.

Nun fragte der Hauptmann der Häscher, indem er sich gleichfalls näherte, ob Gerhard irgend etwas wünschte.

„Ja," erwiederte dieser, „ich möchte Herrn von Rubantel umarmen, wenn er noch in Valenciennes ist; und dann wünschte ich, daß man sich erkundigte, ob nicht ein Geistlicher angekommen, der einer meiner Freunde ist; man suche ihn, er muß irgendwo an den Thoren dieser Festung sein. Er nennt sich Abbé Jaspin."

„Hier bin ich," antwortete bei diesem Namen der Abbé selbst, der von Frau von Maintenon zurückkehrte, und dem Louvois sich wohl gehütet hatte die Thür verbieten zu lassen.

Louvois belauschte seine Rückkehr hinter einem Fenster, und suchte auf seinen Zügen das Resultat der Zusammenkunft zu errathen.

Aber Jaspin war seit dem Morgen zu oft und zu grausam geprüft, um nicht die Kälte des Marmors angenommen zu haben. Der würdige Mann hatte zu viel geweint, er weinte nicht einmal mehr vor Freude. Und dann

erstickte ihn sein unermeßliches Glück: große Schmerzen machen stumm, große Freuden machen ernst.

Louvois glaubte daher auf dem Gesichte Jaspin's irgend Etwas wie eine Abweisung der Marquise zu lesen, und er war untröstlich darüber, denn es kam ihm bei Weitem weniger darauf an, Gerhard umkommen, als sich von Frau von Maintenon bitten zu lassen, um bei dieser Gelegenheit ihre Gedanken zu durchschauen.

Nachdem Jaspin geantwortet hatte: „Hier bin ich!" fand er sich von den Armen Gerhard's umschlungen, der mit einem Freudenrufe auf ihn zustürzte.

Der gute Alte erstickte. Die Zeugen dieses rührenden Auftrittes wichen bis auf die Schwelle des Zimmers zurück. Jaspin vermochte kein Wort zu sprechen. Gerhard schrieb seine Gemüthsbewegung der Nachricht zu, die sie alle Beide so sehr interessirte.

„Es ist nicht zu ändern, mein lieber Freund," sagte er, „ich muß mich noch sehr glücklich fühlen, Sie in diesem Augenblicke zu besitzen."

„Schicken Sie alle diese Leute fort," flüsterte Jaspin.

„Sehr gern. Meine Herren, wenn Sie, wie ich vermuthe, hier nichts mehr zu thun haben, so vergessen Sie nicht, daß mir nur noch zwei und drei Viertelstunden übrig bleiben, und daß ich nichts davon verlieren möchte. Der Herr Abbé ist mein Beichtvater, und meine ganze Zeit gehört ihm."

Der Saal wurde leer. Die Häscher richteten sich außerhalb ein. Der Profoß und das garstige Gesicht, von dem wir gesprochen haben, zankten sich leise ein Wenig und verschwanden auf der Treppe. Die Wahl Gerhard's hatte

den Profoß, der die Muskete, auf Kosten des anderen widrigen Gesichts begünstigt, welches das Beil führte.

Die beiden Freunde blieben allein. Jaspin fing die Unterhaltung mit einem langen Kusse an, dem folgende von Stöhnen unterbrochne Worte folgten:

„Sie werden nicht sterben."

„Gehen Sie, gehen Sie," sagte Gerhard sanft lächelnd, „ich habe Sie beschieden, um mich zu ermuthigen, mein lieber Freund; soll ich es sein, der Sie ermuthigt...?"

„Ich sage Ihnen, daß Sie gerettet sind."

„Ach!" wiederholte Gerhard, „keine nutzlosen Worte — ich bin in der Festung, ich bin verurtheilt — ich bin in der Hand Louvois'. Diese Hand wird zwei Stunden... dreiunddreißig Minuten darauf verwenden, um mich zu ergreifen, aber ich werde ergriffen, machen wir uns keine vergeblichen Hoffnungen, und sprechen wir als Männer. — Wie hat Belair die Nachricht aufgenommen? Muthig, nicht wahr, und auf eine edle Weise? Ich war überzeugt davon — seine Abwesenheit beweist mir, daß er meiner Freundschaft und meines Vertrauens würdig ist."

„Aber," rief Jaspin aus, „Sie haben also so sehr die Wuth, zu sterben, daß Sie sich weigern, mich anzuhören und mich zu verstehen? Ich sage Ihnen, daß Sie nicht sterben werden und daß Sie gerettet sind; ich sage Ihnen...

Er hatte nicht die Zeit auszusprechen. Die Thür ging plötzlich auf. Die Gruppe der Häscher, welche außerhalb wachten, trennte sich in zwei Reihen, welche die Hecke auf der Straße bildeten.

Man sah denselben Hauptmann, denselben Gerichts-

schreiber, denselben Profoß herein treten. Nur kam hinter ihnen an der Stelle der widrigen, durch die Wahl Gerhards vertriebenen Person, Herr von Villemur, der Commandant der Gensdarmen, der an diesem Tage den Dienst bei dem König hatte, dann weiter eine zahlreiche Gruppe von Offizieren mit aufgeregtem Gesicht, mit lebhaften Geberden, unter denen Gerhard, wenn er hätte betrachten und sehen können, mehr als ein bekanntes Gesicht erkannt hätte.

Herr von Villemur näherte sich, und nachdem er Gerhard höflich gegrüßt hatte, der sich mit der einem Vorgesetzten schuldigen Achtung vor ihm verneigte, entfaltete er einen großen Brief und las:

„Wir Ludwig, König von Frankreich und von Navarra, auf das Gesuch unsers geliebten Ludwig August von Bourbon, Herzog von Maine, begnadigen wir den zur Todesstrafe verurtheilten Herrn Gerhard Grafen von Lavernie gänzlich und verordnen, daß er auf der Stelle in Freiheit gesetzt wird, denn das ist unser Belieben.

Von Valenciennes, den 12. März 1691.

Gez. Ludwig.

Gerhard wankte, seine Augen verdunkelten sich, er war gezwungen, sich auf die Schulter Jaspin's zu stützen. Aber sogleich trugen ihn Herr von Rubantel und zehn andere Offiziere so zu sagen in ihren Armen fort.

Herr von Villemur schlug seinen Brief wieder zusammen, den er dem Hauptmann der Häscher gab, grüßte nochmals und entfernt sich mit seinem Gefolge.

Jaspin allein fand unter allen diesen Männern ein Lächeln und keine Thräne.

Als die vergnügte Schaar den Gefangenen fortführte, um ihn auf das Schnellste der freien Luft und dem Leben wieder zu geben, erblickte man auf dem Hofe auf einer Stufe Louvois bleich und bestürzt, der sich mit dem ein Wenig verlegenen Herzog von Maine unterhielt.

„Das ist Seine Gnaden der Herzog von Maine!" rief Rubantel aus, indem er Gerhard nach dieser Seite schob; „Sie können nicht an ihm vorüber gehen, ohne ihm zu danken. So wahr Gott lebt! die Prinzen sind zu Etwas gut!"

Und indem er sich umwandte, murmelte er zwischen den Zähnen:

„Selbst Bastarde!"

Gerhard ging dahin, wohin ihn der Strom trieb. Zuverlässig fiel es ihm nicht ein, seinen besiegten Feind zu beleidigen. Bei dem Herannahen dieser Menge wandte sich der Herzog von Maine. Louvois blieb mit zuversichtlichem Blicke und mit über seiner Brust zusammengeschlagenen Armen stehen.

Gerhard ging an ihm vorüber ohne ihn anzublicken, und sagte mit bewegter Stimme zu dem jungen Prinzen:

„Ich verdanke Ihnen das Leben, gnädiger Herr, und ich schwöre Ihnen, daß dieses Leben fortwährend, wie es dasselbe war, ganz dem Könige und meinem Wohlthäter gewidmet sein wird, — ich hatte Ihre Güte noch nicht verdient, bald werde ich mich ihrer gänzlich würdig machen."

Der Prinz verneigte sich leicht ohne zu antworten, und bemerkte von allen diesen Dienstfertigen nur Jaspin, den sein Blick suchte, und dem er eine tiefe Verbeugung machte.

Jaspin, der ein guter Christ war und zugefügte Belei-

digungen gern vergab, machte Louvois nur um so schrecklichere Verbeugungen je weniger sie spöttisch waren, worauf er wie die Anderen vorüberging.

„Ah! gnädiger Herr," rief Louvois durch diesen letzten Schlag vernichtet aus, „das ist wirklich die Fabel La Fontaine's; ich habe den Fußtritt des Esels erhalten! ... Bin ich denn so sehr in Ungnade, daß Sie meinen Feinden dienen, um mir eine solche Schmach zuzufügen?"

„Mein Herr," erwiederte der Prinz schmeichelnd, „entschuldigen Sie mich, ich habe Ursach, mich beliebt zu machen."

„Gnädiger Herr, Sie verderben die Armeen des Königs! und ich sage es Ihnen im Voraus, daß ich es ihm... noch heute Abend vorzustellen gedenke."

„Wie es Ihnen beliebt," sagte Herr von Maine, indem er sich auf seinem hinkenden Beine umdrehte, und den erbitterten Minister verließ.

Dieser konnte auf der Esplanade noch die vergnügten Stimmen aller seiner Offiziere sich entfernen hören, welche ihren wiederauferstandenen Kameraden auf derselben Stelle feierten, wo er sterben sollte. Aber plötzlich sah er Jaspin zurückkehren, der sie nicht zu dem Mittagessen begleitet hatte, das Herr von Rubantel Gerhard gab. Der würdige Abbé hatte es übernommen, nach Houdarde zu schreiben; ihn erwartete sein Eilbote, der noch gestiefelte und gespornte Landrichter. Und dann erwartete ihn auch Frau von Maintenon. So viele, mit so vieler Freude gemischte Geschäfte machen einen armen Mann wohl ein wenig stolz.

Louvois war kaum mit dem Verlangen nach Haus zu-

rückgekehrt, diesen Jaspin mit glühenden Zangen zwicken lassen zu können, um ihm die Geheimnisse zu entreißen, als sein Spion ankam. Er erinnerte sich nicht einmal mehr, daß er diesen Spion dem Abbé nachgeschickt hatte.

„Gnädiger Herr,“ sagte dieser, „der Abbé, hat so eben einem schwarz gekleideten und gestiefelten Manne, — einer Art von Dorfrichter — der sogleich zu Pferde gestiegen ist, einen Brief übergeben.“

Louvois spitzte die Ohren.

„Dieser Jaspin,“ dachte er, ist kein Adler. „Er hat mir nichts sagen wollen, aber er wird wohl ein Wenig geschrieben haben.“

„Ich muß diesen Brief haben,“ fügte der Minister ungestüm hinzu.

Der Spion verneigte sich und verließ das Zimmer.

„Es ist klar,“ fuhr Louvois fort, dessen Zorn und Besorgniß sich einander aufregten, „daß die Marquise sich des Herzogs von Maine bedient hat, um nichts von mir persönlich zu verlangen; mich hintergeht sie nicht, und wir wollen auf das Schnellste sehen, in wie weit der König bei alle dem geholfen hat, oder hintergangen worden ist.“

Und nachdem er sich hatte ankleiden lassen, ordnete er die Arbeit, welche er der Gewohnheit gemäß dem Könige nach dem Mittagessen vorlegen mußte.

XXIX.

Der König Jaspin.

Inzwischen begab sich Jaspin, von jeder Sorge befreit, zu dem ihm von der Marquise gegebenen Rendezvous.

Dieses Mal war keine Nanon mehr da. Sie hatte sich versteckt und wollte aus der Ferne die Pläne des Eindringlings erforschen, der mit einem Male sich das Vertrauen der Marquise so sehr erworben hatte, daß er an ein und demselben Tage zwei Audienzen erlangte.

Die Marquise, von der Bestürzung wieder zu sich gekommen, welche ihr die Mittheilungen des Abbé's verursacht hatten, wollte auch diesen Mann beurtheilen. War er zu fürchten? war er bösen Gesinnungen zugänglich? würde er seinen Sieg mißbrauchen? Armer Jaspin! wie gefährlich diese Prüfung für ihn gewesen wäre, wenn die Marquise, daran gewöhnt, die Herzen zu beurtheilen, nicht auf den ersten Blick diese Einfachheit und diese Güte erkannt hätte.

Als sie mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit den tapferen Schmetterling, der sich dies gefallen ließ, in ihr Netz eingeschlossen hatte, als sie ihn nach ihrem Gefallen, von nun an ihrer Besorgnisse entledigt, in allen Richtungen geprüft und zergliedert hatte, begann sie mit Jaspin zu plaudern, oder ließ ihn vielmehr plaudern, wie man in einem alten Buche liest.

Jaspin fing mit einer Aeußerung an, um welche ihn mehr als ein Hofmann beneidet hätte, und die nur aus seinem

Herzen kam. Freilich enthält ein tiefes Herz viel Verstand!

„Gnädige Frau," sagte er leise, „ich danke Ihnen für Herrn von Lavernie: er ist gerettet! Jetzt, wo er eine Beschützerin wie Sie hat, bekümmere ich mich nicht mehr darum, zu wissen, ob er seine Mutter verloren hat."

Die Marquise, welche sich das Leben dieser beiden Kinder, sowie das ihrer Mutter hatte erzählen lassen, fragte, auf welche Art die Gräfin so jung gestorben wäre.

Hier fühlte der Abbé, daß er gar viele ernste Interessen berührte. Er erzählte treuherzig, ohne anzuklagen, ohne zu schonen, den Auftritt, der sich auf dem Schlosse zwischen Louvois und der Gräfin zugetragen hatte.

Bei dem Namen Louvois spitzte die Marquise das Ohr, wie bei dem Schmettern der Trompete das Schlachtroß, das den Kampf wünscht, und während der ganzen Erzählung Jaspin's genoß sie langsam das schreckliche Vergnügen, neue Gründe aufzuhäufen ihn zu hassen, und mächtige Mittel zu finden, sich zu rächen.

Jaspin ließ nichts aus. Die so reine und unglückliche Liebe Gerhard's und des Fräuleins von Savières bildete den Anfang bei dieser Folge anmuthiger und trauriger Bilder. Nachher kamen die Aufopferung Belair's, sein Zweikampf mit La Goberge, sein unstätes Leben und seine Lieder; aber besonders hatte das rührende Bild Antoinettens einen tiefen Eindruck auf die Marquise gemacht. Sie bestand lange darauf, sich von Jaspin die umständlichste Auskunft über dieses junge Mädchen und über das außerordentliche Interesse geben zu lassen, welches der Marquis von Louvois an ihr nahm.

„Wie sonderbar das ist,“ entschlüpfte ihr, „ich liebe alle diese Leute und Herr von Louvois haßt sie; er verfolgt sie, ich beschütze sie. Ist dies der Boden, auf welchem wir kämpfen werden? . . .“

Und sie beendigte ihre Gedanken mit einem Lächeln, welches bedeutete: Man wird sehen.

Frau von Maintenon schien sehr besorgt über die von dem Minister gegen Gerhard gerichtete Anklage der Gotteslästerung.

„Wie kann ein junger Mann von seiner Abkunft Nonnen beleidigt haben?“ fragte sie.

Jaspin, dem Gerhard das Erscheinen Antoinettens unter den flüchtigen Augustinerinnen erzählt, hatte den betrübten Gedanken der Marquise bald eine andere Richtung gegeben.

Sie sah ein, warum der junge Mann so auf den Wagen zugeeilt war, und nachdem sie einige Augenblicke nachgedacht, nahm sie ihr Bleistift und schrieb auf ihre Schreibtafel:

„Zu wissen, wohin die Augustinerinnen gegangen sind.“

Hierauf stand sie auf, indem sie hierdurch Jaspin andeutete, daß seine Audienz beendigt wäre. Der Abbé verneigte sich, wie er sich vor einer Königin verneigt hätte.

„Halten Sie es mit mir,“ sagte die Marquise, „wie Sie es mit Frau von Lavernie gehalten haben.“

Jaspin näherte sich, ohne zu zögern, schloß die schöne Hand seiner Beschützerin in die seinigen und drückte zwei Küsse, einen des Herzens, einen der Seele darauf.

„Gehen Sie, mein Herr,“ sagte die Marquise mit einem liebenswürdigen Lächeln, „und wissen Sie, daß Sie an mir eine Freundin haben.“

„Wie viel Güte, gnädige Frau!“

Die Marquise hielt Jaspin zurück.

„Noch ein Wort: es wäre schicklich, daß Herr von Lavernie dem König für die Gnade dankte, die er erlangt hat, aber ..."

„Ich gehe, ihn zu holen!" rief der gute Alte ungestüm aus.

„Nein, ich muß ihn vorher sehen; zeigen Sie mir noch einmal sein Porträt."

„Hier ist es, gnädige Frau."

„Ist es ähnlich?"

„Treffend ähnlich."

„Zu sehr," flüsterte die Marquise, die Stirn runzelnd; sich hierauf an Jaspin wendend, fügte sie schnell hinzu:

„Es ist unnöthig, in diesem Augenblicke daran zu denken; Herr von Louvois könnte sich hier befinden, und ich will nicht, daß er mich in Gegenwart dieses jungen Mannes vor Seiner Majestät sieht. Erfinden Sie daher ein Mittel, mir Herrn von Lavernie zu zeigen."

Der Abbé begann aus allen seinen Kräften zu überlegen; plötzlich rief er aus:

„Haben Sie ein gutes Auge, gnädige Frau? da kehrt er mit seinen Kameraden von dem Mittagsessen zurück, er grüßt einen Offizier."

Die Marquise eilte an das Fenster, verbarg sich hinter dem Vorhange und betrachtete ihn.

Gerhard befand sich in der That auf dem Hofe mit entblößtem Kopfe, den Hut in der Hand, indem er Herrn von Villemur, dem er begegnet war, seinen Dank abstattete. Seine schönen schwarzen Haare beschatteten sein männliches

Gesicht. Alles deutete bei ihm Kraft und Frische des Körpers und des Geistes an.

Jaspin, der aus Ehrerbietung zurückgetreten war, beobachtete von der Seite das Gesicht der Marquise. Diese senkte in jene Gruppe einen mit allen ihren Erinnerungen, mit allen ihren Befürchtungen beschwerten Blick. Ihre schwarzen Augenbrauen, die sich Anfangs zusammengezogen hatten, spannten sich allmählich ab; eine jugendliche Röthe bedeckte ihre Wangen, das ungestüme Blut ihres Frühlings ließ ihren Busen bei jedem Klopfen ihres Herzens beben.

Gerhard ging vorüber, sie sah noch hin.

Endlich sagte sie, tiefsinnig und gerührt, indem sie den Vorhang fallen ließ:

„Sie haben Recht, er gleicht Frau von Lavernie nicht."

Und sie wandte sich ab, um dem Abbé ihre Verwirrung zu verbergen, der sie indessen nicht mehr anblickte.

Plötzlich klopfte Nanon an die Thür:

„Gnädige Frau," sagte sie, „der König kommt die kleine Treppe herab. Herr von Louvois kommt auf der großen herauf."

Die Marquise hob kaltblütig einen Tapetenvorhang auf, öffnete die Thür eines Cabinetes und ließ Jaspin, ohne daß sie sich erregte oder beeilte, in dasselbe eintreten.

„Die Diensttreppe befindet sich an dem Ende," sagte sie, „leben Sie wohl und auf Wiedersehen!"

Die herabgelassene Tapete bebte noch, als der König eintrat, und eine Minute nachher ließ sich Louvois melden.

Aber als er mit seinem Portefeuille unter dem Arme erschien, war die Mechanik der Frau von Maintenon bereits aufgezogen. So nennt Saint-Simon die Gewohnheiten

und das häusliche Leben der Marquise, wir werden uns also wohl hüten, einen anderen Ausdruck anzuwenden.

Die Marquise saß vor ihrem kleinen, an ihr Bett gelehnten Tische an der Ecke des Kamines, das Gesicht auf eine Stickerei gesenkt, die sie eben beendigte. Der an der anderen Seite des Kamines sitzende König hatte gleichfalls einen Tisch vor sich, und ein Tabouret erwartete den Minister an der Ecke dieses zweiten Tisches zwischen dem König und der Frau von Maintenon.

Louvois hatte sich mit Kälte gewaffnet, um einen schicklichen Eintritt zu halten und die Gesichter ein Wenig zu beobachten.

Auf die ehrerbietige Verneigung, welche er Seiner Majestät machte, antwortete der König durch ein Nicken des Kopfes. Auf die tiefe Verbeugung, welche er der Frau von Maintenon machte, antwortete die Marquise durch ein unmerkliches Neigen der Augenlider, während ihr Strang Wolle fortfuhr, sich abzuwickeln.

„Nun! Louvois, marschiren wir?“ beeilte sich der König zu sagen, der wohl fühlte, daß unter dieser doppelten geheuchelten Ruhe ein Ungewitter schwebe.

„Sire,“ antwortete der Minister, indem er sich auf das Tabouret setzte und die Papiere aus seinem Portefeuille nahm, „das letzte Corps wird binnen einer Stunde aufbrechen. Ich erhalte von Mons eine Depesche, welche mir meldet, daß die Einschließung der Stadt beendigt ist. Alle Kriegs- und Mundvorräthe kommen an. Die Schanzgräber strömen herbei; die Umschanzungslinien werden angegriffen. Herr von Boufflers hat Stellungen eingenommen,

welche bereits allem Beistand von benachbarten Besatzungen den Eintritt in die Stadt abschneiden."

„Sehr wohl. Und wir können von hier aufbrechen?"

„Morgen, Sire."

„Vortrefflich. Sie haben dieses große Werk aufs Beste ausgeführt, Louvois."

„Ich habe nur die Materialien gesammelt," sagte der Minister mit einer Bescheidenheit, die ihm an seinen Tagen guter Laune nicht eigenthümlich war. „Eure Majestät wird das Gebäude aufführen."

„Das heißt, daß ich es hoffentlich zerstören werde," erwiederte der König in einer heiteren Stimmung; „ja, ich werde diesen Wall der Kaiserlichen und der Oranier zerstören ... und Sie werden einen guten Antheil an diesem Ruhme haben. — Nicht wahr, Madame?" fügte der König hinzu, nicht allein, um diese unerschrockene Arachne bei dem Gespräche zu interessiren, sondern auch um ein Wenig Elektricität aus ihr zu ziehen, wie man in der Physik sagen würde.

Die Marquise machte dem Könige eine beistimmende Geberde, welche die Wolke nicht viel erleichterte.

Louvois fühlte den Widerstand. Er war nicht der Mann, sich lange trotzen zu lassen. Seit zehn Minuten, seit zehn Jahrhunderten, verschluckte er seinen Zorn; das war viel zu viel Geduld für seine zügellose Seele. Gleich jenen rasenden Wölfen, welche das Eisen sehen und darüber herfallen, um es zu beißen, fühlte Louvois wohl, daß die Marquise ihm eine Falle stellte, aber er zog es vor, sich lieber hineinzustürzen, als eine Gelegenheit zu verlieren, seine Galle auszuspritzen.

Der König versuchte inmitten dieser beiden erhobenen Hämmer, die bereit waren auf den Ambos zurückzufallen, wenigstens einen der Schläge aufzuhalten.

„Arbeiten wir, Louvois," sagte er; „bilden wir eine schöne und gute Armee, welche dem Prinzen von Oranien und dem Kaiser zeigt, daß wir immer ihre Herren sind."

Ach! welch schlechter Einfall! Die Erwiederung, welche Ludwig XIV. Louvois einwarf, hätte dieser selbst nicht besser wählen können. Frau von Maintenon errieth es wohl und kniff ihre Lippen zusammen. Indem er seine schwarze Perrücke schüttelte und seine großen Augen rollte, antwortete Louvois ungestüm:

„Ach! Sire! wir werden uns vergebens bemühen!"

„Was beliebt?" sagte der König, welcher fürchtete, falsch verstanden zu haben. „Sie sagen, daß wir keine gute Armee bilden werden?"

„Ohne Mannszucht und ohne Achtung des Vorgesetzten, nein, Sire, nein."

„Ei!" erwiederte der König gereizt, indem er Louvois vollkommen verstand, aber ohne ihn schonen zu wollen, da er ihn mit solcher Heftigkeit angriff, „wer spricht davon, Indisciplin und Unehrerbietigkeit in unserer Armee zu verbreiten? Ist das meinen Gewohnheiten gemäß, Louvois?"

„Den Ihrigen, Sire, . . . o, nein . . ."

„Nun, wer ist dann Herr bei mir, das auszusäen, was ich nicht aussäe," fuhr Ludwig XIV. mit jener heiteren und imponirenden Majestät fort, welche Jedermann, ausgenommen Louvois, erstarren machte.

Diese Aufforderung war dermaßen direct, daß Louvois,

trotz der Gefahr einer Antwort, gezwungen war, zu erwiedern.

Frau von Maintenon schnitt ruhig mit ihrer Scheere einen Faden Wolle ab, und begann eine andere Blume in ihrem Canevas.

„Sire," rief Louvois aus, „ich bin zu aufrichtig, um Ihnen zu verhehlen, daß ich heute die empfindlichste Schmach, den tiefsten Schmerz erduldet habe, die ich jemals erlitten."

„Was denn?" fragte der König in einem fast freundschaftlichen Tone.

Frau von Maintenon erhob den Kopf und blickte Louvois mit der treuherzigsten und erstauntesten Miene an.

„Sire," fuhr der wider seinen Willen fortgerissene Minister fort, „ein Offizier von schlechtem Rufe, einer von jenen Taugenichtsen, die glauben, daß ihnen Alles erlaubt sei, weil sie irgend eine Stütze am Hofe haben, hat gestern im Angesicht der Armee ein schweres Vergehen gegen die Mannszucht und gegen die Religion begangen."

„O! o!" äußerte der König, indem er nach der Marquise blickte, die nicht aufhörte zu arbeiten.

„Ich wiederhole und behaupte es," sagte Louvois, „ein höchst schwerer Frevel. Wie ich glaube, kann ich dieser einer armen Nonne zugefügten Beleidigung, diesem dem Kriegsminister zugefügten Schimpf einen solchen Namen geben. Nun, Sire, dieser Strafbare war von mir einem Kriegsgerichte übergeben und sehr mit Recht verurtheilt worden; da hat man heute Morgen, ohne mich davon zu benachrichtigen, ohne mich zu berathen, — ich sage das nicht in Bezug auf Euere Majestät, Euere Majestät steht zu

hoch über Allen, um nöthig zu haben, irgend Jemand zu berathen, sondern ich spreche in Bezug auf die Unvorsichtigen, welche Euere Majestät um eine so unzeitige Begnadigung gebeten haben; — heute Morgen hat man, sage ich, dem Könige den Befehl entlockt, diesen Mann, diesen Verbrecher zum Aergernisse der ganzen Armee freizulassen. Und das an einem Tage, wo ein Feldzug beginnt, wo wir dem Feinde gegenüber stehen, wo das Gelingen des Unternehmens von der Vervielfachung aller unserer Kräfte abhängt. — Sire, ich vergesse einen Augenblick die Kränkung, die ich erlitten habe, um nur von Ihrem Interesse und von Ihrem Ruhme zu sprechen. Euere Majestät hat jetzt nur gute Soldaten nöthig. Die Schlechten verderben die Guten immer, und der kann nur ein schlechter Soldat sein, der weder Religion noch Gehorsam hat. — Deshalb hatte Euere Majestät kein Interesse, den Mann leben zu lassen, von welchem ich spreche, dagegen ein unermeßliches Interesse, ihn aus seiner Armee wie eine Giftpflanze zu vertilgen."

Der König schwieg einen Augenblick lang, nachdem er diesen nachdrücklichen Verweis angehört hatte. Was die Marquise anbelangt, so hatte Louvois nicht einmal die Genugthuung, sie bewegt zu sehen. Ihre weißen Finger beschäftigten sich nur mit ihrer Wolle, und mühten sich ab, wenn die Stränge zu lang waren.

„Ah so," sagte Ludwig XIV., „es ist also ein sehr schlechtes Subject, dieser ..."

„Lavernie, Sire!" sagte Louvois barsch.

„Ich meine indessen, daß Catinat mir ihn als einen

Wackeren empfohlen und daß er sich bei Staffarde tapfer benommen hatte?"

„O! Sire, es ist möglich, daß Herr von Catinat Ihnen diesen Lavernie empfohlen hat. Catinat, Catinat, mein Gott! er ist oft Mensch . . . und nachsichtig gegen die, welche es sind."

„Nein," antwortete Ludwig XIV. frostig, „Sie irren sich, Louvois. Herr von Catinat ist weniger oft Mensch, als wir es Alle sind ... und niemals sind seine Empfehlungen gefällig gewesen; aber am Ende könnte er sich geirrt haben."

Der König unterbrach sich, um nochmals die Marquise von Maintenon mit dem Blicke zu befragen. Aber diese paßte die Farben ihrer Wolle zusammen, sie sah den Blick des Königs nicht.

„Kurz," rief Louvois aus, der, um diese zur Verzweiflung bringende Geduld auf das Aeußerste zu treiben, sich nicht einmal fürchtete, Verleumdung anzuwenden, „da läßt der Zufall mich diesem Lavernie zwei Mal begegnen, und schon zwei Mal ertappe ich ihn auf frischer That der Gotteslästerung. Er hat vor sechs Monaten eine Nonne entführt!"

„Sie versichern es?" rief der König voller Zorn aus.

„Ich versichere es," sagte Louvois.

„Wenn dem so ist," begann der König wieder, „warum ist er nicht bestraft? Gewiß sind das abscheuliche Sachen ... nicht wahr, Madame?"

Die Marquise machte ein sehr deutliches bejahendes Zeichen, aber ihr Gesicht blieb ruhig, und nicht ein Wort ging aus ihrem Munde hervor.

„Wenn dem so wäre," sagte der König, durch diese unveränderliche Heiterkeit der Marquise sicher gemacht, „so hätte man die Begnadigung dieses jungen Mannes nicht von mir verlangt. Marquis, man hat Sie einen Irrthum begehen lassen. Dieser Lavernie hat keine Nonne entführt . . ."

Und besorgt über den Zorn des Einen und die Ruhe der Andern, warf der König einen fragenden Blick auf alle Beide.

Louvois fürchtete, sich zu verschnappen.

„Er oder einer seiner Freunde ist es," sagte er, „der diese Entführung begangen hat. Ein anderer Schelm . . ."

„Wenn es einer seiner Freunde ist," erwiederte Ludwig erleichtert, „so ist er es nicht. Hat man diesen Entführer bestraft?"

„Er ist gestorben."

„Gott hat Gerechtigkeit vollzogen," murmelte der König, „denken wir nicht mehr daran."

„Aber denken wir an die Disciplin, an die Nothwendigkeit, die uns auferlegt ist, ohne Erbarmen für die Uebertretungen im Dienst zu sein. Entledigen wir uns der schlechten Soldaten! . . . und dieser Lavernie ist Einer davon, ich wiederhole es," fügte er voller Wuth hinzu.

„Louvois," unterbrach ihn der König, „mäßigen Sie sich. Der Vater dieses Lavernie war einer der besten Diener, die ich jemals gehabt habe. Er ist vor meinen Augen bei Mastricht gefallen, nachdem er — mit Catinat Wunder gethan hatte; — dem Vater Ihres Lavernie hatte ich die Sorge anvertraut, die Festungswerke von Orange schleifen zu lassen. — Was die Mutter anbelangt . . . eine Heilige . . . eine Jugendfreundin von Madame . . ."

Und Ludwig zeigte mit der Hand auf Frau von Main-

tenon, welche dieses Mal den Kopf erhob, und Louvois mit klarem und wie der Blitz eines Schwertes blendendem Blicke ansah.

„Ah ...“ stammelte der Minister, „ich verstehe, warum Madame die Begnadigung dieses jungen Mannes verlangt haben wird.“

„Es ist nicht die Frau Marquise,“ erwiederte der König rasch. „Es war ihr durchaus unbekannt, daß Lavernie verurtheilt wäre. Sie hat es erst nachher erfahren. Der Herzog von Maine ist es, der zu mir gekommen und mich hat unterzeichnen lassen.“

„Der Herr Herzog von Maine hatte eine schreckliche Verantwortlichkeit auf sich genommen,“ sagte Louvois, indem er mit den Zähnen knirrschte.

„Sie werden begreifen, mein Lieber,“ erwiederte der König unfreundlich, „daß Herr von Maine, der zum ersten Male einem Kriegsgerichte präsidirte, bei dieser Veranlassung sein Gewissen nicht mit dem Tode eines Menschen belasten konnte. Er ist mein Sohn, und wenn ein Königssohn sein erstes Todesurtheil ausspricht, so ist das für den Verurtheilten eben so viel, als wenn er auf dem Wege zur Hinrichtung der Kutsche eines Königs begegnete.“

Louvois drückte seine Nägel in seine Hände: als er sich einen Prinzen zum Werkzeuge der Rache wählte, hatte er die Gewalt gewollt und die Gnade nicht vorausgesehen.

Aber um einen Wortwechsel nicht weiter zu treiben, über den der König sich zu ermüden anfing, um ferner nicht seinem Feinde die Partie zu überlassen, dessen stummer Triumph ihn in Verzweiflung brachte, sagte Louvois, in-

dem er sich das Gesicht abtrocknete und seine Stimme milderte:

„Sire, Alles, was Euere Majestät thut, ist wohlgethan, und die Gefühle des Herrn Herzogs von Maine sind durchaus christlich. Ich ergebe mich daher in Alles, was mich in dieser Angelegenheit betrifft, ich vergesse meinen Schimpf, es sei nicht mehr die Rede davon; aber ich kann nicht eben so auf die großen Grundsätze der Subordination und der Frömmigkeit verzichten, welche die Stärke Ihrer Armeen ausmachen. Der Mann, Sire, dem Sie geruht haben, das Leben zu retten, darf nicht übermüthig den Blicken Aller Trotz bieten und sich einer Gnade rühmen, die am Ende ein Makel ist, da es keine Gnade giebt, ohne daß eine Strafe stattgefunden hat. Mit einem Worte, ich verlange von Eurer Majestät förmlich, daß Herr von Lavernie — nur für einige Zeit, wenn man es will, — verbannt wird, damit seine Gegenwart nicht mehr ein Aergerniß und ein Stein des Anstoßes für die Armee bleibt, welche Zeuge seines Verbrechens gewesen ist."

Bei diesem neuen, mit solcher Heftigkeit gemachten Angriffe erröthete der König; Frau von Maintenon blickte ihn ohne Affectation an, und senkte von Neuem den Kopf.

„Bei Gott!" dachte Louvois, „es scheint mir, daß ich ihnen im Wege bin!"

„Bei alle dem," begann der König nach einem kurzen Schweigen wieder, „scheinen Sie mir zu übertreiben, Louvois. Verwechseln wir niemals die Fehltritte mit einem Verbrechen, und hüten wir uns, die Reue durch unsern unversöhnlichen Groll zu entmuthigen. Ich habe für diese Veranlassung

ein dem Ihrigen ganz entgegengesetztes System, und das mit Recht; denn der Herr Herzog von Maine hat mir bemerklich gemacht, daß Herr von Lavernie, wenn er nicht in's Feld zöge, darauf beschränkt sein würde, unter dem Drucke einer entehrenden Gnade — wie Sie es sagten — auf sein Gut zurückzukehren, daß dieser junge Mann Gefühl hätte und im Stande wäre, daran zu sterben, und daß ich auf diese Weise einen guten Soldaten verlieren würde: ich habe diesen Schluß verstanden und daher den Grafen von Lavernie von den Dragonern, bei denen er stand, zu den Chevauxlégers unter Rubantel versetzt, der ein derber und pünktlicher Offizier ist. Sie müssen also meinem Gesuche nachgeben, Louvois. Sie werden die Bestallung Herrn von Lavernie noch heute Abend ausfertigen, und er wird sogleich zu seinem Corps vor Mons abgehen."

Das Anfangs rothe Gesicht Louvois wurde violett. Als der König aufgehört hatte zu sprechen, schlug er mit der Faust auf den Tisch, und in einem Ausbruche von Wuth, der an Wahnsinn grenzte, rief er aus:

„Niemals! niemals!"

Der König stand entrüstet und mit funkelndem Auge auf. Die Marquise stieß leicht ihren Sessel zurück, und betrachtete diesen Auftritt mit ihrer zur Verzweiflung bringenden Ruhe.

„Sie leiden, Herr von Louvois," sagte der König mit seiner stolzen königlichen Miene.

Der Minister kam wieder zu sich, das Blut strömte wieder zum Herzen zurück.

„Ja, verzeihen Sie mir, Sire, ich habe einen Schwindel gehabt . . . ich habe diese ganze Nacht über so viel ge-

arbeitet ... meine Ideen sind nicht recht klar ... ich leide ..."

„Das ist es, was ich mir sagte," erwiederte der König. — „Wohlan, gehen Sie und erholen Sie sich, Louvois ... ich werde die Bestallung durch irgend einen meiner Secretäre ausfertigen lassen."

„Ja, Sire," stammelte Louvois, der die Verneigungen abkürzte und sich mit dem Tode im Herzen entfernte.

„Was er zornig ist!" sagte der König nach seiner Entfernung.

„Sehen Sie doch, Sire," erwiederte die Marquise, indem sie ihre Stickerei bis zu den Augen des Königs erhob, „meine Lilie ist beendigt. Ich glaube, daß ich gut gearbeitet habe!"

„Wundervoll, Marquise. Aber, sagen Sie mir, Sie sehen, daß ich trotz der Beschuldigungen Louvois' Stand gehalten, und daß ich mich einzig und allein auf das verlassen habe, was Herr von Maine mir gesagt hat ... Aber dieser Lavernie ist ein guter Unterthan, nicht wahr? Sie bürgen für ihn?"

„Sire, er ist von einem Blute, das nicht zu lügen vermag. Was den Haß des Herrn von Louvois gegen diesen jungen Mann anbetrifft, so werde ich Ihnen denselben späterhin erklären, und Sie werden begreifen."

„Das ist genug, Marquise. Aber sehen Sie doch ein wenig Louvois über den Hof gehen, wie er geht! ... Er bleibt stehen, um eine Depesche zu lesen, die man ihm übergiebt. Ei! wahrhaftig, er bäumt sich. Wen erblickt er da, gütiger Gott! Einen Abbé ... zwei Männer, die sich

umarmen ... einen kleinen Hund, der ihm nachbellt ... Ah! er reißt aus!"

Und der König begann zu lächeln, denn er lachte niemals. Louvois dagegen lachte eben nicht, sein Spion war dem Landrichter nachgeeilt, und hatte ihm den Brief Jaspin's an Belair entrissen; als er ihn hierauf zurückgebracht, wartete er, daß der Minister von dem König zurückkehrte, um ihm denselben zu übergeben.

Inzwischen war der erschreckte Landrichter nach Houdarde zu galoppirt und hundert Klafter weit von Valenciennes Belair und Violetten begegnet, welche die Besorgniß und das Verlangen, früher Nachrichten zu erhalten, dorthin geführt hatte. Desbuttes folgte ihnen gleichfalls, aber aus anderen Gründen zitternd, von fern. Der Landrichter hatte die Gewaltthätigkeit erzählt, deren Gegenstand er gewesen war. Belair hatte sich nicht mehr zurückhalten lassen, er war verzweifelnd nach Valenciennes geeilt. In diesem Momente war es, wo Louvois, der von dem König kam, den Spion gefunden hatte, der ihn mit dem Briefe erwartete.

„Ein Brief Jaspin's an diesen Belair, der todt ist!" rief Louvois aus. „Ist es ein Traum? nein, dieser Bösewicht von La Goberge wird mich belogen haben. Indessen seine Zuversicht, die Umstände, die er mir angegeben hat? O! ich werde ihn durch Séron holen lassen, er wird mir wohl seine beiden Degenstiche und den Sturz seines großen Steines beweisen müssen."

Plötzlich hatte Belair, der auf den Platz kam, Gerhard und Jaspin erblickt, die sich miteinander von ihrem Glücke

unterhielten; er hatte einen Schrei ausgestoßen, und sich in die Arme seines Freundes geworfen.

Dieser Schrei hatte Louvois auf ihn aufmerksam gemacht, der bei lebendigem Leibe und besser als jemals dieses Trio von Männern vor sich gruppirt sah, von dem er eine halbe Stunde vorher für immer befreit zu sein glaubte.

Amor bellte wüthend an den Beinen des Ministers, als ob er einen Feind erkannt hätte, und dieser Letztere riß nach dem Ausdrucke des Königs aus, indem er ausrief:

„Es ist um wahnsinnig zu werden!“

Das Geräusch seines Laufes und sein Ausruf ließen die drei Freunde den Kopf umwenden. Belair flüsterte erschreckt, indem er sich an Gerhard drückte:

„Louvois! ich bin verloren.“

„Ja,“ sagte Gerhard, „setzen wir uns so schnell als möglich in Sicherheit.“

„Verloren?“ erwiederte Jaspin mit einer Protectormiene, „bin ich nicht da?“

Und indem er seine Schützlinge an den Arm nahm, führte er sie ruhig über den Platz.

„Ah so,“ fragten sich die beiden jungen Leute verwundert, „wer ist denn dieser Jaspin?“

Plötzlich übergab Manseau, indem er sich Gerhard näherte, ihm einen großen Brief an seine Adresse. Gerhard stieß bei dem ersten Blicke einen Freudenschrei aus und wurde bleich. Es war die Bestallung als Lieutenant der Chevauxlégers — ein ungeheueres Glück.

Unwillkürlich erhob er den Kopf, wie man es thut, um Gott für ein großes Glück zu danken. Ein Schatten ver-

schwand sogleich von einem der Fenster, welche auf diesen Hof gingen.

„Wem verdanke ich diese neue Wohlthat?“ rief Gerhard aus.

„Wieder Ihrer Mutter,“ erwiederte der Abbé mit gerührter Stimme. „Sie wacht von dort oben über Sie, Herr Gerhard.“

Gerhard bog das Knie und küßte die kostbare Bestallung.

„Gleichviel,“ sagte Belair, der mit aufmerksamem Blicke den triumphirenden Jaspin belauscht hatte, „ich fange an zu glauben, daß der König von Frankreich nicht Ludwig XIV. heißt.“

„Wie heißt er denn?“ erwiederte der besorgte Abbé hastig, weil er glaubte, daß man auf die Macht der Marquise anspielte.

„Er heißt Jaspin I.“ sagte Belair, indem er vergnügt den wackeren Mann umarmte.

Jaspin nahm diese Ansicht nicht übel.

XXX.

Eine Sonne und zwei Löwen.

Während Louvois, der ganz Europa in Flammen gesetzt hatte, um sich Wichtigkeit zu verleihen und seinen Herrn zu beschäftigen, mit der Energie, die wir an ihm kennen, daran arbeitete, durch einen Staatsstreich die Conförderation zu Grunde zu richten, zu deren Haupte Wilhelm III. sich erklärt hatte, kam dieser Fürst ruhig und ohne Mißtrauen von England nach Holland, seinem Vaterlande.

Ruhig ist vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck. Ein heftiger Sturm hatte seine Flotte an den Küsten überfallen, und ungeduldig über die Verzögerung der Landung, hatte sich der Fürst fast allein in eine Schaluppe geworfen, auf die Gefahr hin, tausend Male Cäsar und sein Glück untergehen zu sehen; aber endlich erreichte er die Küste.

Wilhelm war damals einundvierzig Jahre alt. Von schwacher Constitution, kränklich, indem er zuweilen bis

zum Ohnmächtigwerden hustete, lebte sein Körper nur durch seinen festen Willen, sein Gesicht nur durch die Flammen seines Blickes. Wenn dieses bleiche Gesicht mit der Adlernase, mit zusammengekniffenen Lippen, mit hervorstehenden Backenknochen in den gewöhnlichen, ruhigen Verhältnissen des Lebens erschien, so sagte sich der Vorüberkommende: — da ist ein Sterbender, — wenn dieses selbe Gesicht sich in dem Handgemenge der Schlacht in einer Strahlenkrone von Feuer und von Dampf zeigte, so rief der Soldat aus, indem er sein flammendes Auge, seine zuckenden Lippen, seine durch das Fieber gerötheten Wangen sah: der ist ein Held!

Dieser große, immer von Frankreich geschlagene Feldherr kostete Frankreich sein reinstes Blut und alle seine Reichthümer; ohne ihn hätte sich der König vielleicht nicht Ludwig der Große, aber zuverlässig hätte man ihn Ludwig den Mächtigen und Ludwig den Glücklichen genannt. Indessen verdankte der König von Frankreich diesen schrecklichen Feind nur sich selbst; sein Stolz begegnete einem gleichen, und der Kampf dauerte dreißig Jahre.

Ludwig XIV. hatte auf dem Gipfel des Glückes dem jungen Prinzen von Oranien Fräulein von Blois, die erste Tochter, die er mit Fräulein La Valliere gehabt hatte, zur Ehe antragen lassen. Wilhelm antwortete, daß er der Sohn der Tochter Karl's I., daß heißt einer rechtmäßigen Königstochter sei; der Enkel der rechtmäßigen Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, das heißt, eines regierenden Fürsten, und daß demzufolge in seiner Familie die Prinzen die Gewohnheit hätten, rechtmäßige Prinzessinnen und keine Bastarde zu heirathen.

Ludwig XIV. verzieh ihm diese Antwort niemals, und er war consequent in seinem Grolle, er, der seine im Ehebruche erzeugten Töchter dem Herzog von Orleans, seinem Neffen, und dem Enkel des großen Condé vermählte.

Wie dem auch sein möge, der König von Frankreich hegte gegen den Prinzen von Oranien einen Haß, den dieser letztere vergebens durch tausend Artigkeiten und Unterwürfigkeiten zu verlöschen bestrebt war. Als er aber Alles versucht hatte, um sich mit Ludwig XIV. wieder auszusöhnen, ohne daß es ihm gelang, sagte er:

„Wohlan! ich werde ihn zwingen, mir seine Achtung zu schenken. — Und er hielt auf eine furchtbare Weise Wort.

Zum Statthalter der vereinigten Provinzen ernannt, heirathete Wilhelm, statt einen Bastard, die Tochter des Herzogs von York, welcher seitdem unter dem Namen Jacob II. regierte, und da Jacob II. durch die Uebereinstimmung der Religion der Verbündete Ludwig's XIV. war, so benutzte Wilhelm den Haß, den das protestantische England gegen seinen papistischen König gefaßt hatte. Er half den Engländern, seinen Schwiegervater vom Throne zu stürzen, und da er der Enkel Karls I., und seine Gattin die Tochter des abgesetzten Königs war, so befand sich Wilhelm in der Lage nach einem doppelten Rechte die Krone von England in Anspruch zu nehmen. Er erlangte sie durch seine geschickten Unterhandlungen, verdiente sie durch den ausgezeichneten Sieg, den er über die von Frankreich unterstützten Papisten bei der Boyne davontrug, und fest auf diesem Throne sitzend, auf Holland gestützt, das er fortfuhr unter dem Titel eines Statthalters zu regieren, als Verbündeter

des Kaisers, Spaniens, Schwedens und Savoyens, seit dem Bunde von Augsburg, konnte er sich von nun an schmeicheln, für den König von Frankreich einer jener Feinde zu sein, mit denen man rechnet.

Von diesem Augenblicke an mußte Louvois, der so sehr Krieg zu führen wünschte, sich befriedigt finden. Zwischen zwei vor Stolz und Ehrgeiz brüllenden Löwen ist erst an dem Tage ein Friede möglich, wo der eine von ihnen todt zu den Füßen des anderen niedergestreckt ist.

Während des Schlummers eines dieser Löwen führte Louvois hunderttausend Mann unter die Mauern von Mons. Wilhelm glaubte nicht, daß die Franzosen eine Armee bereit hätten, und er selbst hatte keine. Er hatte London verlassen, indem er wie gewöhnlich die Regentschaft seiner Frau überließ, und kehrte voller Glück in seine theuren holländischen Provinzen zurück, die ihm einen Triumph bereiteten, während er von ihnen nur die Wälder seines schönen Schlosses von Loo und sehr böse wilde Schweine verlangte.

Seitdem Wilhelm den Thron von England bestiegen hatte, war Holland für ihn wie eines jener Landhäuser, welche die Römer sich jenseits des Meeres erbauten. Er kam, sich dort auszuruhen, sein Ohr bei dem Klange seiner Muttersprache zu erfreuen, er fand dort neue Ideen, und wie in einem stärkenden Bade erfrischte sich der konstitutionelle König der drei Königreiche in der Republik der sieben Provinzen wieder.

Dort belustigte man sich damit, Frankreich zu drohen und zu verhöhnen, dort druckte man Schmähschriften und fabricirte Manifeste, dort erwiederten die so grausam und

so unpolitisch durch den Widerruf des Edictes von Nantes aus Frankreich vertriebenen Reformirten ihrem Vaterlande etwas weniger Böses, als sie von ihm erhalten hatten, aber bei weitem mehr, als die christliche Religion erlaubt, wäre sie auch so reformirt als möglich.

Wilhelm gab sich gefällig allen vertraulichen Unterhaltungen seiner ergebenen Holländer hin, wobei er sie indessen Ludwig XIV. nicht ganz so antasten ließ, als sie es gewünscht hätten. Ludwig XIV. war das schreckliche Gespenst, Louvois das giftige Thier der Holländer. Wilhelm überließ ihnen Louvois, gab aber jedesmal der Unterhaltung eine andere Richtung, wenn ein Hofmann eine Schmeichelei auf Kosten des Königs von Frankreich versuchte. Eine übrigens von Ludwig XIV. nachgeahmte Großmuth, der niemals Jemand, wer es auch sein mochte, mit Worten beleidigte, und dessen Haß sich niemals zur Neckerei herabließ. Wenn er fortfuhr, den neuen König von England den Herrn von Oranien zu nennen, während er Jacob II. seinen Bruder nannte, wie er diesem Fürsten einen Hof, Armeen, Millionen, kurz Alles gab, bis er ihm seinen Thron zurückzugeben gedachte, so bezahlte er das Recht, ihn Majestät zu nennen, ziemlich theuer.

Im vorhergehenden Jahre war Wilhelm in der Schlacht an der Boyne von einer Kanonenkugel an der Schulter gestreift worden; das Gerücht verbreitete sich, daß er todt sei. In Paris illuminirten die Maulaffen, zündeten Freudenfeuer an, und verbrannten in den Straßen Puppen von Weidengeflecht, welche sie Prinzen von Oranien nannten. In der Provinz sang man Te-Deums.

Aber in Versailles rührte sich der König nicht. Er hatte nicht ein Lächeln, nicht ein Wort, das seine Freude andeutete. Und diese natürliche Würde ersparte ihm das Bedauern und die Lächerlichkeit, welche alle diese furchtsamen und unruhigen Köpfe empfanden, als man am folgenden Tage erfuhr, daß sich der Prinz von Oranien wohl befinde.

Die beiden Feinde achteten und schonten sich also einander, bis die Gelegenheit käme, sich zu vernichten. Dieser Kampf wuchs, statt sich zu verringern, durch die persönlichen Rücksichten.

Deßhalb werden wir Wilhelm ein wenig ernst, ein wenig gezwungen unter dem Lärm der Belustigungen finden, welche die Stadt Haag bei der Rückkehr ihres geliebten Statthalters anstellte. Wilhelm hätte sich weit lieber mit seiner Meute in den Wäldern verloren; aber das festlich geschmückte Haag hatte Triumphbogen errichtet, Haag hatte lateinische und holländische Verse für Wilhelm gegen Ludwig XIV. gemacht, Haag gab endlich am selben Abend dem Statthalter ein Schauspiel, nach welchem ein Abendessen kam.

Wir werden schwerlich sagen, woraus der einem englischen Könige von der holländischen Küche bestimmte Schmaus bestand; das wäre ein schweres Werk, und der Schatten Vatel's hörte uns vielleicht. Was aber das Schauspiel anbetrifft, so wollen wir davon sprechen, Frankreich ist dabei in etwas betheiligt.

Das königliche Schloß im Haag erhebt sich an einem prachtvollen Weiher. Die Fenster spiegeln sich wie in Venedig in den dunkeln Wellen. Auf diesen Wellen, welche die schönsten Fische der Welt bergen, war in der Eile

ein Theater von achtzig Quadratfuß aufgeführt; es stellte vier Königreiche, eines auf jeder Seite vor: Das waren England, Schottland, Irland, und, wir müssen es wohl sagen, Frankreich, das eingebildete Erbe, das die englischen Souveraine auf ihr Wappen setzen, da sie es nicht auf der Karte aufnehmen können.

Während die Menge dieses Gebäude bewunderte, und Wilhelm und seinen Hof, welche auf mit Sammet bedeckten Stufen saßen, mit ihren Vivats begrüßte, sah man zur Rechten und zur Linken des Sees zwei ungeheure Löwen erscheinen, den englischen und den batavischen, die auf den Wellen zu gehen schienen. Ueber ihnen, oder um uns richtiger auszudrücken, zwischen ihnen, erschien im Hintergrunde des Theaters die Sonne, eine riesenhafte Sonne mit einem breiten und platten Gesichte, das perückenartig mit einigen fünfzig Strahlen umgeben war, welche die künstlerischen holländischen Patrioten nur mit Bedauern mit Goldpapier überzogen hatten.

Bei dem Anblicke der Sonne stieß das Publikum jenes grimmige Hohngeschrei aus, welches die Menschen den wilden Thieren überlassen sollten, wenn sie übler Laune sind.

Wilhelm, auf den die Augen Aller geheftet waren, wie um ihn zu fragen, ob er das Gleichniß verstände, blieb gleichgültig und nichts offenbarte die Freude seines Herzens, das wie die der Anderen stolz und vor nationalem Zorne erbebte.

Es handelte sich darum, zu sehen, welcher von den beiden Löwen, der batavische oder der britannische, die Sonne verschlingen würde; denn es fiel Niemand im Haag ein,

daß diese Löwen und diese Sonne zu einem andern Zwecke erschienen seien, noch daß die Sonne die Löwen verschlingen könne, was indessen in Afrika vorkommt.

Aber vergessen wir nicht, daß wir uns in einem Theater, mitten auf einem Weiher befinden, und daß die Sonne beträchtlich von ihrer Kraft verliert, wenn sie dem Wasser so nahe ist und ihre Strahlen von Holz und von Goldpapier sind.

Die Löwen öffneten ihren drohenden Rachen, die Sonne sperrte ihre großen ovalen Augen auf, der Kampf stand im Begriffe zu beginnen, das Brausen der Volksmenge deutete die Gemüthsbewegung eines auf das Höchste gesteigerten Interesses an.

Aber plötzlich begann die auf ihren Strahlen, wie ein Rad auf seinen Speichen, sich drehende Sonne durch tausend und aber tausend Raketen, die sich einander entflammten, Feuerströme auf die Löwen zu schleudern.

Das Volk beobachtete, trotz dem Glanze des Schauspieles, ein zweideutiges Schweigen. Es fand, daß die Sonne zu viel Gluth, die Löwen zu viel Geduld hätten, und eine große Anzahl von Eifrigen rief aus: „In das Wasser mit der Sonne.“

Aber welche Genugthuung für die Löwen! diese unglückliche Sonne drehte sich noch mit ihrem armseligen Feuer, als die beiden vierfüßigen Thiere sich gleichfalls entflammten, sie mit so vielen Raketen bombardirten, ihr so viele Brillantschwärmer, Bomben und Kanonenschläge zuspieen, daß sie das geringe Geprassel jener mit ihrem Gebrüll, ihr Feuer mit ihren entfesselten Vulkanen erstickten, und nachdem sie

sie mit Dampf überschwemmt, sie zwangen, sich in den Wellen des Weihers zu verbergen, von denen sie jämmerlich verschlungen wurde.

Nun erleuchteten zwanzig Garben lichtvoller Sterne die bleichen Gesichter von hunderttausend Zuschauern, welche ein Freudengeheul ausstießen, als ob sie das Schloß hätten von seinen Grundmauern reißen und es neben der hölzernen Sonne in den Weiher stürzen wollen.

Hierauf suchten die Augen Aller nochmals auf dem Gesichte Wilhelm's eine Billigung oder sogar einen Dank, und dieses Feuer, dieser Dampf, dieser Donner der Kanonen und des Beifalles, dieser ganze Jubel der Nation, von dem er zugleich die Ursache und das Ziel war, dieses ganze Entzücken hatten ihn in der That wohl auch ein wenig angesteckt. Im Herzen gerührt, verneigte Wilhelm sich, um seinen Landsleuten zu antworten und ihnen aufrichtig zu danken; der Dämon des Stolzes hatte ihn eine Secunde lang beherrscht: Wilhelm hatte über die Anspielung, die in dem Untergang dieser Sonne lag, beifällig gelächelt, er, der strenge Mann, der die Lobhudler fortschickte, indem er zu ihnen sagte: Schelme, haltet ihr mich etwa für den König von Frankreich?

In demselben Augenblicke trat einer seiner vertrauten Offiziere unter den Thronhimmel von Sammet, näherte sich dem König Wilhelm und sagte ihm in's Ohr:

„Sire, es ist ein Franzose unten, welcher, wie er sagt, eine wichtige Nachricht überbringt.“

Der König, den noch Jedermann anblickte, verzog keine

Miene. Er wandte nicht einmal sein strenges Gesicht nach dem Capitain um und antwortete ihm leise:

„Welcher Franzose?“

„Eine Art von Spion, von Ueberläufer, ein abscheuliches Gesicht, ein vor Ermüdung erschöpfter Mensch.“

„Ah! woher kommt er?“

Und der König betrachtete immer noch die anderen Feuerwerke, welche den Tod der Sonne krönten.

„Von Herrn von Louvois, Sire.“

Wilhelm erbebte wie eine Harfe, deren sämmtliche Saiten der Wind streift.

„In die Galerie,“ sagte er hastig.

Und als der Capitain sich entfernt, stand Wilhelm bei den letzten Raketen auf, grüßte das Volk, indem er eine Hand auf sein Herz legte, und verließ dann mit den englischen Lords und den holländischen Adligen, welche sein Gefolge bildeten, das Zelt von Sammet. Diese glänzende Versammlung durchschritt die Galerie, an deren Ende in einem unermeßlichen, ganz von Gold- und Silbergeschirr, von Krystall und wohlriechenden Wachskerzen glänzenden Saale der ungeheure Schmaus angerichtet war, dessen Glanz wir geschworen haben nicht zu schildern.

Das Auge der Eingeladenen übersah diese Pracht von den ersten Schritten an, die man in der Galerie that. Wilhelm blickte nur in den Schatten zu seiner Linken und bemerkte an eine Marmorsäule gestützt, oder vielmehr zusammengesunken, einen noch athemlosen, kahlen, abgezehrten armen Teufel, der scharf von zwei Pagen bewacht war, die spöttisch lachend seine geringsten Bewegungen beobachteten.

Wilhelm hatte so vielen Feinden in das Gesicht geblickt, daß er sich auf den Haß verstand. — Dieses Gesicht da ließ ihn weder Dolch noch Gift argwöhnen, es war die Furcht im wollenen Wamse und in mit Koth bedeckten Stiefeln. Durch dieses ganze zurückschreckende Aeußere schimmerte eine gewisse kriegerische Haltung, welche den Statthalter auf den ersten Blick anzog.

Er trat plötzlich aus der Gruppe hervor, als man an dem an die Säule gelehnten Manne vorüber kam.

„Gehen Sie nur weiter, meine Herren,“ sagte er, „ich folge Ihnen.“

Festen Schrittes und mit weit geöffnetem Auge ging er dann auf diesen Mann zu.

„Du bist Franzose?“ sagte er.

„Ja, Sire.“

„Du kommst von Herrn von Louvois?“

„Ja.“

„Du bist Soldat?“

„Fechtmeister.“

„Du heißt?“

„La Goberge.“

„Was willst Du von mir?“

„Ihnen eine Nachricht überbringen.“

Das Auge auf die unruhigen Hände des Sprechenden geheftet, wich Wilhelm, ohne daß es auffiel, einen Schritt zurück. Er hatte bedacht, daß die Tapferkeit etwas Schönes, die Großmuth eine edle Tugend ist, aber daß diese beiden Erhabenheiten keinen Messerstich pariren, und daß Heinrich IV., der tapfere und großmüthige König, Hein-

rich III., der großmüthige und tapfere König, alle Beide gestorben waren, weil sie diese Betrachtung nicht zur rechten Zeit angestellt hatten.

„Laß Deine Nachricht hören,“ sagte der König.

„Mons ist überfallen,“ sagte La Goberge mit der Kürze eines Spartaners.

Wilhelm schauderte.

„Machst Du Dich lustig?“ sagte er, „... überfallen ... von wem?“

„Von uns.“

„Wie viel seid ihr?“ erwiederte Wilhelm rasch, indem er über die Worte La Goberge's scherzte.

„Hunderttausend,“ sagte dieser.

„Wenn Du Dich bezahlen lassen willst,“ begann Wilhelm mit einem mitleidigen Lächeln wieder, „so gieb uns Etwas für unser Geld; gestehe, daß Louvois Dich an mich absendet, um meine Verdauung zu stören, um mich vor Furcht sterben zu lassen ... gestehe das, und ich gebe Dir das Doppelte von dem, was er Dir versprochen hat; aber gestehe schnell, man erwartet mich zum Nachtessen.“

„Sire,“ flüsterte La Goberge wankend und mit gläsernem Auge, „ich habe mehr Eile als Sie, ich habe hundert Meilen zurückgelegt, ich sterbe vor Ermüdung und vor Hunger. Ich bin von meinem Herrn fortgejagt, und mit ewigem Gefängnisse bedroht, hier angekommen.“

„Wir haben einen gewissen Zopyrus, der dasselbe für Darius that,“ murmelte Wilhelm spöttisch; „nur hatte sich dieser die Nase und die Ohren abschneiden lassen, um sich ein wenig mehr Glauben zu verschaffen; Dir fehlt nur ein

Auge. Das ist nicht genug, um mir zu beweisen, daß Louvois in sechs Wochen und ohne Aufsehen eine furchtbare Armee zusammen gezogen hat: das wäre ein Kunststück."

„Seit dem, welches Ihnen im Jahre 1672 der Commissionair Broßmann gespielt hat," sagte La Goberge, „müssen Sie an die seinigen gewöhnt sein."

„Broßmann!" rief Wilhelm aus, „dieser Commissionair, der alle meine Kriegsvorräthe aufgekauft hatte?"

„Ganz recht."

„Und Louvois war es, der diesen Commissionair Broßmann absandte?"

„Louvois war Broßmann selbst."

„Beweise es doch!"

„Ich bin es, der ihn zu dem Handelsmann in Rotterdam begleitete."

Wilhelm biß sich die Lippen bis auf das Blut, um alle die Gemüthsbewegungen zu verbergen, welche diese Erinnerung in seinem Innern erweckte.

„Dann bist Du hierher gekommen, um Dein Vaterland zu verrathen," sagte er zu La Goberge.

„Nein, nicht mein Vaterland, sondern Louvois."

„Und Du versicherst ... bei Deinem Kopfe ..."

„Daß Mons von einer Armee von hunderttausend Mann überfallen ist."

„Von wem commandirt?"

„Von dem Könige!"

Als er diese Worte endigte, welche ein verzehrendes Feuer in jeder Ader Wilhelm's entzündeten, sank La Go-

berge erschöpft anfangs auf die Kniee, dann rücklings gänzlich auf die Steinplatten.

Und im selben Augenblicke, wie um Alles zu beweisen, was der Ueberläufer gesagt hatte, trat ein mit Schweiß und Koth bedeckter Reiter aus dem Hennegau ein, und überbrachte Wilhelm einen Brief des Prinzen von Bergen, dem Gouverneur von Mons.

Das war der fünfte seit der Ankunft der Franzosen abgesandte Eilbote, aber Luxembourg und Boufflers hatten vier davon aufgefangen.

Wilhelm erbleichte, zerriß den Brief und verabschiedete den Reiter, indem er ihm das strengste Schweigen anbefahl.

Es versteht sich von selbst, daß die Lords und die Adligen mit allen den versammelten Offizieren diesem doppelten Auftritte mit eben so neugierigem Auge zusahen, als ihr Magen ungeduldig war.

Wilhelm, der die Hydra gebändigt, die ihn in's Herz gebissen hatte, sagte voller Ruhe:

„Meine Herren, da ist ein armer Teufel von französischem Offizier, der zu uns übergeht. Er stirbt vor Hunger, Frost und Ermüdung. Wie es scheint, bezahlt man bei dem allerchristlichsten Könige die guten Dienste schlecht. Pagen! laßt diesen Mann zu Nacht essen, und man bewache ihn abgesondert in meinem Arbeitszimmer. Wir, meine Herren, wollen uns zu Tische setzen, ich habe Eile, auf Ihre Gesundheit zu trinken.“

Wilhelm versicherte sich mit einem Blicke, daß seine Pagen La Goberge fortführten. Er setzte sich unter einen Thronhimmel von mit Edelsteinen gesticktem Goldbrocat an

die Tafel: zu seiner Rechten der Pensionair vom Haag, zu seiner Linken der Graf von Monmouth, und indem er mit lächelndem Munde Platz nahm, zog er seinen Großstallmeister Owerkerke an sich, und sagte ihm in's Ohr, ohne daß er aufhörte, die Versammlung anzublicken:

„In einer Stunde Pferde, eine Bedeckung!"

Das Mahl begann. Es war eine Reihe geräuschvoller Gesundheiten auf jede der Provinzen, dann auf alle sieben mit einander, dann auf England, dann auf Schottland, dann auf Irland, nachher auf die drei Königreiche; endlich auf den Untergang dieser verrufenen Sonne, welche in Versailles leuchtete, ein von der ganzen Versammlung mit rasendem Beifall aufgenommener Toast, während Wilhelm, in sich selbst versunken, kaum seine Lippen mit dem Weine benetzte und sich sagte:

„Ich habe zu früh Beifall geklatscht, als sie diese Sonne in dem Weiher ersäuft haben!... Sie leuchtet noch und wird vielleicht über meinem Grabe strahlen!"

Ein trockener und schmerzlicher Husten quälte ihn in der Tiefe seiner Brust und zerriß ihm die Lunge. Er erstickte das Geräusch und den Schmerz in seiner mit Blumen gestickten Serviette, und um es noch mehr zu verbergen, erhob er sein Glas.

Ein dreifaches Hurrah überschallte das Pfeifen seines Hustens und seinen Fluch der Wuth.

„Wie Mons retten?" dachte Wilhelm; „Mons! den Schlüssel von Flandern! Ich habe keine Armee . . . ich habe kein Geld . . . O! aber ich habe eine Idee!"

Der durch die gute Laune des Fürsten aufgeregte Jubel

der edlen Tischgenossen war dazu gelangt, dem der Zuschauer aus dem Volke an dem Weiher gleichzukommen.

Owerkerke erschien wieder und näherte sich seinem Herrn, wie um ihm Wein einzuschenken.

„Bereit," sagte er.

Wilhelm zog ihn von Neuem an sich und sagte zu ihm: „Keine Pferde, ein Schiff, Vorspann bis nach Rotterdam, und man lege den Franzosen in den Hintergrund meiner Cajüte."

Owerkerke entfernte sich zum zweiten Male.

„Ich habe einen Rath, ich habe vier Millionen nöthig," dachte Wilhelm — „ich werde das bei meinem Freunde van Graaft finden, da dieser von der Vorsehung gesandte Franzose den Commissionair Broßmann gekannt hat."

XXXI.

Das Haus unter den Boompjes.

Nach dem Abendessen kam der Ball. Wilhelm benutzte das Getümmel, schützte Ermüdung vor, und nachdem er dem Pensionair und dem Bürgermeister gedankt, die ihn nach seiner Wohnung geführt hatten, ging er durch eine Hinterthür hinaus und erreichte den Kai, indem er sich auf seinen Stallmeister stützte, weil er wirklich vor Ermüdung fast umfiel.

Ein leichtes, glattes, hinlänglich langes Schiff, um ein hübsche Cajüte, ein Verdeck und eine geringere Kajüte zu enthalten, war an das Geländer der steinernen Treppe angebunden. Diese Art Schiff dient noch heutzutage in Holland für die Schifffahrt auf den Kanälen. Sie gleicht den alten Marktschiffen von Paris nach Auxerre, nur kann sie nicht mehr als zwanzig Personen enthalten, und ist weder mit Holz noch mit Eisen überladen. Die Privatschiffe sind weit kleiner und noch leichter.

Statt eines Pferdes, um das Schiff längs des Ufers zu ziehen, hatte der Stallmeister zwei vorspannen lassen. Ein Vorreiter ritt voraus, um dem Schiffe des Königs Achtung zu verschaffen und Zusammenstoßen und Verspätung zu verhindern.

Auf Kissen liegend, die Lampe über seinem Kopfe, arbeitete Wilhelm die ganze Nacht über ohne Störung und ohne Ermüdung. Das Schiff glitt ruhig, ohne Geräusch und ohne Gefahr dahin. Die Pferde, welche auf dem Leinpfade trabten, wurden alle fünf Meilen durch ein frisches Gespann ersetzt. La Goberge schlief trotz aller seiner Sorgen in der zweiten Kajüte. Er war nicht besorgt darüber, daß er den König begleitete, und außerdem schien ihm die Zukunft rosig gegen das Schicksal, das ihm Louvois zudachte.

Man wird die Flucht La Goberge's leicht begreifen. Séron hatte ihn vorläufig in ein Zimmer der oberen Stockwerke des Schlosses eingesperrt; aber dieses Zimmer erhielt sein Licht durch ein Dachfenster, und der immer mißtrauische La Goberge hatte wissen wollen, warum man ihn so hoch

und so abgesondert logire; demzufolge hatte er überall umhergeschaut, wie es immer die Katze macht, die man einsperrt, und er hatte aus diesem Dachfenster auf den inneren Hof gesehen. Plötzlich hatte er Jaspin, dann Gerhard, dann Rubantel und alle anderen Offiziere erblickt. Er hatte auch Louvois gesehen, wie er in einem Anfalle von Wuth vom Könige kam, und den Augenblick nachher, ein entsetzliches Wunder, hatte er mit eigenen Augen Belair mit den blonden Haaren Gerhard und Jaspin umarmen sehen.

Der größte Dummkopf versteht schnell, wenn es sich um sein Interesse oder um sein Leben handelt. La Goberge hatte aus seiner eigenen Bestürzung geschlossen, wie groß die Wuth Louvois' sein würde, wenn er die Wiederauferstehung Belairs erführe. Man kann sich irren, wenn man sagt, Jemand unter einem Steine zerschmettert zu haben, aber man hat nicht das Recht, von zwei Degenstichen zu erzählen, die keine Spur zurückgelassen haben.

La Goberge kannte Louvois. Niemand ertrug den Schmerz so wenig: jede Louvois gesagte Unwahrheit führte immer zu irgend einer Galgenleiter oder zu irgend einem Kerker.

La Goberge zögerte nicht, und er hatte Recht. Schon kam ein Huissier, ihn zu holen, um mit dem Minister zu sprechen; der ganze Zorn Louvois' hätte sich über den Elenden ergossen. Sobald der Huissier dem Fechtmeister den Befehl angedeutet hatte, nahm dieser seinen Hut, ging voraus, und während der Huissier sich umwandte, um die Thür zu verschließen, stieß ihn La Geberge in die Zelle, schloß ihn ohne weitere Umstände darin ein, und eilte die Stufen vier zu vier hinab.

Die Bedienten, welche ihn nach Valenciennes mitgenommen, hatten ihm den Weg nach den Ställen gezeigt. La Goberge kannte den Stallmeister Louvois' und verlangte von ihm ein Pferd, wie sich dies für den geheimen Dienst des Ministers hundert Male ereignet hatte, und eine Viertelstunde nachher war kein La Goberge mehr da.

Wohin gehen? nach Frankreich? Louvois hätte ihn noch am selben Tage wieder erwischt. Nein, die Grenze war eine Meile entfernt; der Flüchtling ging über die Blokadelinie, sah die Staffetten des Prinzen von Bergen verhaften, zeigte den von Louvois unterzeichneten Paß vor, der ihm bei allen seinen Unternehmungen diente und so gelang es unserem Schelm, indem er von Station zu Station die ihm so unvorsichtig von dem Minister ausgestellte Beglaubigung aufwies, den Haag zu erreichen, während überall die Eilboten von Mons gefangen genommen worden waren.

Jetzt schlief er auf einem Teppich in dem Hintergrunde der Kajüte des Schiffes; zu seiner Rechten befand sich der Hund Pamphagus, ein Bullenbeißer, der von wilden Schweinen, — zu seiner Linken der Kammerdiener Wilhelm's, der von Feuerwerkssonnen träumte, und La Goberge träumte von Dortrechter Salmen mit rosigem Fleisch, von Goldgulden, die weniger gelb als der spanische Wein sind, den man in der Trinkstube zum Bären auf der Kaysers-Gracht verkauft, mit einem Worte, von allen den einem treuen Soldaten unbekannten Genüssen, die ein Ueberläufer so wohlfeil um den Preis eines kleinen Verrathes erkaufen kann.

Inzwischen glitt das Schiff des Königs von England immer über den Kanal dahin, und es war nicht mehr der

Mond, welcher die Furchen seines Fahrwassers versilberte, die schwermüthige und bleiche Morgendämmerung spiegelte ihren weißen Mantel in dem Wasser. Schon seit langer Zeit war man an Delft vorübergekommen, und es war heller Tag, als man an dem Dorfe Overschieß vorbeifuhr, das seine pittoresken Häuser in dem Wasser badet.

Hier neben einem krähenden Hahne und einem grunzenden Schweine fischte ein fünfjähriger Knabe, indem er einen mit einer krummen Stecknadel versehenen Bindfaden in dem Kanale hinzog, Aale. Weiterhin erhoben sich in dem hohen Grase liegende Kühe, um die Pferde des Schiffes laufen zu sehen; ein schönes neugieriges junges Mädchen erhob ihren Vorhang, um zu sehen und gesehen zu werden. Und Wilhelm fuhr in seine Decken begraben vorüber, indem er sich scheute, diese frische Morgenluft, diese angebetete Luft der Heimath, einzuathmen.

Endlich hielt das Schiff an dem Nordthore. Rotterdam erschien undeutlich jenseits in dem Nebel.

Der Stallmeister bedeckte die Schultern seines Herrn mit einem dicken Mantel. Wilhelm gab seinen Dienern einen Wink, den Franzosen nicht zu stören, aber ihn nicht zu verlassen, und indem er neben Owerkerke ging, schlug er den Weg nach der Stadt ein, ging über zwei oder drei Brücken, und hielt endlich unter den Boompjes an, einem schönen mit ungeheuren Bäumen eingefaßten Spaziergange, welcher sich längs der Maas befindet.

Dort erhob sich, noch mehr als ehedem verborgen, da die Bäume gewachsen waren, das ganz von Marmor und Granit erbaute Haus van Graaf's mit seinen ungeheuern

Fenstern, hinter welchen der erstaunte Vorüberkommende nicht ermangelte, die goldenen Lampen und Kronleuchter, die goldenen Vasen und die goldenen und silbernen Statüen zu zählen, die auf massiven Möbeln standen, deren glänzende Gesimse von Bildhauer-Arbeit zu Fußgestellen dienten.

Alle diese kaum durch große Vorhänge verborgenen Wunder stellten sich nachlässig bei Tage und bei Nacht ohne Schutz gegen die Diebe zur Schau, denen sie seit einer Reihe von Jahren übermüthig trotzten. Es war eben so wenig dem Auge der Müßiggänger verboten, auf den Schenktischen ein ungeheures goldenes Tafelgeschirr, riesenhafte Schüsseln, wie Störche lange Schenkkannen, Humpen von getriebener Arbeit, dickbäuchige Kaffeekannen, mit Onyx und Sardonyx ausgelegte Wasserkannen zu betrachten ... Aber die Diebe dachten nicht daran, so viel Reichthum zu stehlen.

Er war gewissermaßen der Schatz der Stadt, Rotterdam war stolz darauf. Diese so, wie wir gesagt haben, verwandte Million war eine von den fünfzig Millionen, welche der Kaufherr van Graaft in seinem Handel Dank den guten holländischen Kanonen verdient hatte, die seine Schiffe vertheidigt, Dank den guten holländischen Arbeitern, welche Holz, Eisen, Kupfer und Blei verkauft hatten, um seine Schiffe zu befrachten.

Wenn man Mynheer van Graaft eine goldene Schüssel stahl, so hätte man ein Verbrechen der Verletzung Rotterdam's begangen.

Aber das war nicht der Grund, warum der Krösus seine Schätze so wenig vertheidigte. Van Graaft besaß fünfzig Millionen; aber er war von einem Gedanken besessen. Alles

dieses Gold, welches bei ihm von dem Keller bis zu dem Speicher überströmte, hatte seine Frau verdient, indem sie sein Handels-Haus gründete, und van Graaft hatte seine Frau getödtet.

Wir wissen, wie schön sie war. Wir kennen die schmerzliche Geschichte dieses einsichtsvollen und rechtschaffenen Wesens, welche van Graaft nach einem Jahre der Abwesenheit an der Wiege eines Kindes von einigen Monaten überrascht hatte. Wir haben sie sterbend ihr Kind retten sehen, das die eifersüchtige Wuth van Graaft's bedrohte: Alles das war, in Geheimniß gehüllt, vergessen oder vielmehr Rotterdam unbekannt. Der Wind verjagt so schnell den Dampf eines Pistolenschusses! Die Erde hat sobald das edle Blut einer armen Frau eingesogen!

Nichts überlebte den von dem Handelsmanne begangenen rechtmäßigen Mord, nichts als dieser Gedanke, von dem er besessen war, und dieser Gedanke war ein Gewissensbiß.

Sobald er die Strafbare getroffen, entfloh er. Als er in sein Haus zurückkehrte, war Eleonore begraben und das Kind verschwunden. Der Statthalter Wilhelm, für den van Graaft bei zwanzig Veranlassungen sein Geld und sein Leben verwandt hatte, kam, seinem Freunde einen Besuch abzustatten, der ihm das Portrait Eleonoren's, ihren leeren Sessel an der Ecke des Kamines und eine an der Wand hängende Pistole zeigte, ohne durch eine Silbe diese entsetzliche Pantomime zu erklären.

Wilhelm senkte den Kopf, wie um zu sagen, daß er ihn verstände. Er drückte van Graaft die Hand, setzte sich auf

den leeren Platz, sah während einiger Minuten den Wirbeln der Funken in der Gluth zu und hierauf entfernte er sich, ohne daß in dem Zimmer ein anderes Geräusch erschallte, als das Athemholen des stummen Mörders und das Seufzen des schweigsamen Prinzen.

Seitdem hatten gar viele Kriegspläne, gar viele Verträge von Bündnissen, gar viele Schlachten, gar viele Niederlagen Wilhelm verhindert, seinen guten Freund, den Handelsherrn, zu besuchen. Der Prinz von Oranien wuchs durch Kämpfe und durch Mühen. Van Graaft bereicherte sich, ohne seinen Sessel zu verlassen. Sein Haus war von seiner Frau auf einen solchen Fuß gestellt worden, daß das Gold, gewöhnt, nach dem Hause unter den Boompjes zu fließen, nicht aufhörte, dahin zuzuströmen. Nicht ein Sack voller Gulden trat bei van Graaft ein, ohne ihn an diese Frau zu erinnern: sie sandte ihm alle diese Millionen aus der Tiefe ihres Grabes.

Niemals hatte irgend eine Offenbarung ihn die Wahrheit kennen gelehrt; er selbst floh alles Licht in dieser Beziehung. Er wußte, daß ein Fremder einen Monat lang bei Eleonoren beständig gelebt hatte. Man hatte ihm einen reichen Commissionair, diesen geheimnißvollen Broßmann, genannt, der in seinen Handlungsbüchern für eine Zahlung von sechs Millionen angeführt stand. Aber Broßmann war verschwunden, und vergebens hatte van Graaft ihn in ganz Europa suchen lassen. Der fabelhafte Commissionair war keinem angesehenen Hause bekannt. In den Handelshäusern von Afrika, von Indien und von China hatte keines eine Spur von Broßmann gefunden, und da dieses Trug-

bild mit jedem Tage in dem Kopfe des unglücklichen Holländers wuchs, so war Broßmann seine fixe Idee geworden.

Das erste Mal, wo er Wilhelm wiedersah, es war nach der Schlacht bei Senef, bat ihn van Graaft, statt seinen so tüchtig von dem Prinzen von Condé geschlagenen Freund zu trösten, sich zu erkundigen, ob man unter den Todten den Namen eines gewissen Broßmann fände.

Wilhelm wollte wissen, auf welche Veranlassung man diese Frage an ihn richtete. Van Graaft erzählte seine schwarzen Ideen, und der Prinz von Oranien war gerührt, eine so große Leidenschaft mit einem solchen Wahnsinne endigen zu sehen.

Bei dem Bündnisse von Augsburg wurde van Graaft bös gegen seinen Freund.

„Wilhelm," sagte er zu ihm, „Sie werden mir ganz Frankreich verschließen und ich werde dort diesen Broßmann nicht aufsuchen lassen können."

Als der Prinz von Oranien zum König von England erwählt war, überraschte unter allen den Glückwünschungs- und Huldigungs-Briefen, die er in England erhielt, ein viereckiges Paquet von einer groben Handschrift seine Augen, und überbrachte seiner Erinnerung eine Art niederländischen Duft, einen Nebel der theuren Maas.

Das war ein Brief van Graaft's. Ohne Zweifel übersandte der Freund unter den Boompjes wie die Anderen dem König gewordenen Statthalter seinen freundschaftlichen Tribut.

„Wilhelm," schrieb van Graaft, „jetzt, wo Sie England, Schottland und Irland haben, — wie ich glaube,

gehört Frankreich dazu, — suchen Sie mir gefälligst einen Herrn Broßmann, Commissionair und Handelsmann."

Aber diese hartnäckige Idee, diese entsetzliche Qual, hatte sich seit einiger Zeit mit einer anderen Marter vermehrt. Van Graaft dachte an das Kind, das seine Frau bei ihrem Tode verlassen hatte, dieses Kind war vielleicht vor Hunger oder vor Frost gestorben. Vor Hunger ... während sich fünfzig Millionen in Gold in dem Keller seiner Mutter befanden, fünfzig, durch die Arbeit seiner Mutter erworbene Millionen! — Armes, unschuldiges Kind! ...

Und nun drückte van Graaft sein Gesicht an die Fensterscheiben, blickte unter die Boompjes, und die Vorüberkommenden sahen diese seltsame Gestalt mitten unter den goldenen Figuren und Statüen wie den regungslosen und verhängnißvollen Kopf einer japanischen Gottheit erscheinen. Man grüßte ihn, man lächelte ihm zu, und er antwortete nicht.

Was betrachtete er so während ganzer Stunden? Seine Schiffe, die man fast vor seiner Thür auslud? Die Wagen voller Säcke und Barren, welche in seinem Hofe unter der Bedeckung einer Wache der Marine ankamen? Nein; er betrachtete die Kinder, welche längs der Bäume mit den Abfällen seiner Ballen spielten, und er fragte sich, ob das Kind Eleonoren's ihm nicht bleich und weinend erscheinen würde, um ihn um ein Almosen zu bitten.

So war das Leben dieses Glücklichen, dieses Reichen, dieses Königs der Handelsleute gewesen. Gott hatte ihm Gesundheit geschenkt. Groß, breit und stark, mußte ein Pferd sich unter seiner Last beugen; sein Verstand setzte die in Er-

staunen, welche seinen Wahnsinn kannten. Sein Wahnsinn bestürzte die, welche täglich ihre Zuflucht zu seinem Verstande nahmen. Rotterdam würde niemals einen hellsehenderen und unterrichteteren Handelsrichter gehabt haben; aber er wollte keinen anderen Sessel als den seinigen, den er keinen Augenblick lang in der Furcht verließ, den leeren Sessel Eleonoren's, das Portrait und die an der Wand hängende Pistole nicht mehr vor Augen zu haben.

Wilhelm kannte diesen Mann genau und liebte ihn. Van Graaft behandelte ihn so wenig als König! ausgenommen, wenn es sich um ein Anlehen oder um eine Lieferung handelte. Zu welcher Stunde er auch ankommen mochte, van Graaft empfing ihn, wie als ob er ihn am Tage vorher verlassen hätte, und begann die Unterhaltung wieder von dem Jahre oder von den Jahren, die verflossen waren.

Er war so eben aufgestanden und verabschiedete seinen Diener, als Wilhelm in sein Zimmer trat, indem er Owerkerke in dem großen Saale ließ.

„Guten Tag, Freund van Graaft," sagte der König, indem er ihm seine Hand reichte.

„Es ist der König Wilhelm," erwiederte langsam und ohne die geringste Ueberraschung an den Tag zu legen, der gravitätische Holländer, der diese Hand in die seinige drückte. „Setzen Sie sich, Wilhelm, Sie sind in der Provinz willkommen."

„Ich habe nicht so nahe an Rotterdam vorüberkommen wollen, ohne Sie zu besuchen, Meister van Graaft, Sie haben ein gutes Aussehen, wie mir scheint."

„Und Sie ein schlechtes, Wilhelm," sagte der Handelsherr, „Sie verpflegen Sich nicht — die Luft der Themse ist ungesund für den Husten."

„Man muß sich gefallen lassen, was man nicht verhindern kann, Meister. Wenn man König von England sein und den Haag oder Rotterdam bewohnen könnte, so würde ich es vorziehen; aber ich wiederhole es, Sie befinden sich wohl, und ich freue mich darüber."

Der Handelsherr wandte ohne Umstände seinem königlichen Besuche den Rücken und drückte sein Gesicht an die Fensterscheibe. Wilhelm streckte sich in seinem Sessel aus, ohne daß er darauf zu achten schien.

„Wie man sagt, giebt es in England schöne Kinder," begann van Graaft wieder, indem er zurückkehrte.

„Sehr schöne, aber die unseres Vaterlandes sind ebenso schön," sagte der König.

Und um diesen Ideengang, der ihm hinderlich war, kurz abzuschneiden, begann Wilhelm wieder:

„Van Graaft, ich bin gekommen, um Sie über Etwas zu berathen."

„Ah! über was?"

Und van Graaft setzte sich.

„Ich werde gezwungen sein, den Krieg in Flandern wieder zu beginnen."

„Ein böser Handel. Sie werden durch den Krieg umkommen. Man sagt, daß Sie ein großer Feldherr sind, ich bin überzeugt davon, denn Sie haben Geduld und vernichtendes Genie; indessen werden Sie immer geschlagen."

„Der Mensch liefert die Schlacht, Gott verleiht den Sieg," erwiederte Wilhelm kaltblütig.

„Das ist wahr; aber wenn Sie in Frieden wären, so würde Gott nicht Anderen den Sieg verleihen."

„Ich mache es indessen so gut als ich kann," sagte Wilhelm, „und voriges Jahr ist es mir gelungen."

Er spielte auf die Schlacht an der Boyne, einen wichtigen Tag, seinen Triumph, an.

„Ah!" sagte van Graaft, in dem Tone eines Mannes, dem man etwas mittheilt, was er noch nicht weiß; „nun, um so besser... Sagen Sie mir, Wilhelm, haben Sie irgend Jemand in der Schlacht getödtet?"

„Ei, vielleicht," erwiederte Wilhelm.

„Ah! Sie sind dessen nicht gewiß! Sie wissen nicht! Sie sind sehr glücklich!"

„Mein Freund," sagte Wilhelm, „ich habe, wie fast alle Krieger, dieses Unglück haben müssen."

„O!" fuhr van Graaft lächelnd fort, „es sind Männer, welche die Krieger tödten, bewaffnete Männer, die sich vertheidigen... das ist nicht, wie wenn man Frauen... Kinder tödtet."

Wilhelm fühlte die Rückkehr des Wahnsinnes.

„Ich habe also den Krieg in Aussicht," unterbrach er ihn rasch, „einen schweren Krieg, den Frankreich mir veranlaßt."

„Ich habe Ihnen oft gesagt, Wilhelm, daß Sie Unrecht haben, Krieg mit Frankreich zu führen. Man weiß, warum Sie die Franzosen hassen. Es sind gute Leute."

„Ihr Fürst ist schlecht," erwiederte Wilhelm.

„Ei! Wilhelm, giebt es etwa irgendwo einen guten Fürsten?“ sagte der republikanische Millionär treuherzig. „Folgen Sie mir, unterzeichnen Sie schnell einen langen Frieden mit Frankreich, und stellen Sie dabei nur Bedingungen.“

„Welche?“

„Die erste ist, daß man mir einen gewissen Broßmann wieder auffindet . . .“

„Sehr wohl. Nachher?“

„Die zweite ist, daß man den einzigen wahren Schurken aufhängt, den es in Frankreich giebt, den einzigen Urheber aller der Leiden, welche Europa erduldet, Ihren einzigen Feind, Wilhelm, denn am Ende ist er nicht der meinige. Seitdem er Krieg gegen uns führt, verkaufe ich jedes Jahr für zwölf Millionen Salpeter und Eisen und mit dem Nutzen eines Fünftels . . . Indessen ist es mir ehedem begegnet, in einem einzigen Monate für sechs Millionen an einen einzigen Commissionair . . . zur Zeit meiner Frau . . . zu verkaufen, dieser Commissionair hieß Broßmann. Erinnern Sie Sich wohl meiner Frau, König Wilhelm? wie schön sie war . . . Sie werden Etwas nicht glauben, nämlich, daß ich das Portrait ihres Kindes haben möchte. Jetzt, wo sie todt ist, habe ich keinen Haß mehr. Sie verstehen das, Wilhelm?“

Und van Graaft stand von seinem Sessel auf, indem er vor Schluchzen fast erstickte, und ging von dem Fenster nach der Thür, bis der Dämon der Gewissensbisse fern von seinem Haupte hinweggezogen war, der seine Schlangen zischen und seine schwarzen Flügel rauschen ließ.

Wilhelm ergab sich darein, und wartete. Van Graaft kehrte zurück.

„Ich sagte also,“ begann er wieder, „daß Sie den Frieden mit Europa unter der Bedingung schließen möchten, Louvois viertheilen zu lassen.“

„Wir werden späterhin sehen,“ sagte Wilhelm, dessen bleiches Gesicht sich mit einem flüchtigen Lächeln erleuchtete. „Einstweilen hat dieser Louvois uns hunderttausend Mann vor Mons geworfen, und ich breche auf, um diese hunderttausend Mann zu bekämpfen.“

Die Anstrengung, welche er machte, um so viel zu sagen, erweckte in seiner Brust seinen Husten wieder.

„Mit was?“ fragte van Graaft ruhig. „Sie lassen uns viele Holländer tödten, Wilhelm.“

„Ich habe in diesem Augenblicke keine Armee, es ist wahr.“

„O! die Franzosen haben viel mehr Kinder als wir,“ seufzte der Handelsherr.

„Ich habe zehntausend Engländer, aber zerstreut, beeilte sich Wilhelm zu sagen, „und mit Geld werde ich in Friesland werben, werde ich Kriegsvorräthe kaufen. Auf Alles das werde ich vierzehn Tage verwenden: Mons wird sich wohl einen Monat halten.“

„Ja, aber Sie haben kein Geld: die Vorräthe kosten in den sieben Provinzen viel.“

„Ich bezahle mit Ruhm, Meister, und mit Freiheit!“

„O! das ist wahr,“ flüsterte van Graaft, „Sie sind für Holland eine feste Stütze. Kurz, Sie kommen, um Geld von mir zu leihen, Wilhelm, ich sehe das.“

„Vier Millionen.“

„Ich werde sie Ihnen nicht geben; verlangen Sie dieselben von Ihrem englischen Parlament; diese Leute sind reich genug, lassen Sie dieselben sich ausbeuteln. Ich werde nur noch Geld für den Frieden, Broßmann und den Tod Louvois' hergeben ...“

„Wohlan! wenn dem so ist,“ erwiederte der König, indem er sich mit wundervoller Kaltblütigkeit in den Wahnsinn dieses Mannes fügte, „so wollen wir versuchen, Sie zufrieden zu stellen.“

Und indem er diese Worte sagte, hauchte er in eine goldene, an seinem Halse hängende Pfeife.

Man hörte die Thür sich verschließen, welche auf die Boompjes ging, und das Geräusch rascher Schritte erschallte auf der Treppe.

Owerkerke erschien an dem Eingange des Zimmers und sagte:

„Der Franzose ist da.“

„Welcher Franzose?“ fragte van Graaft.

„Sie werden es sehen,“ erwiederte der König.

La Goberge trat verwirrt, verblendet durch alle das Gold ein, das er in diesem Hause gesehen hatte.

„Wie ich glaube, verstehen Sie französisch?“ sagte Wilhelm van Graaft in's Ohr; „nun schön! hören Sie gefälligst: La Goberge, erkennst Du dies Haus wieder?“

„O! ja, Sire.“

„Wo sind wir?“

„In dem Hause van Graaft's.“

„Sag' mir, wessen Portrait das ist.“

„Das von Madame . . .“

„Auf welchem Stockwerke logirte Dein Herr?“

„In dem Erdgeschosse, unten, neben dem Salon.“

„Hole mir ein Glas Wasser aus seinem Zimmer.“

„Auf der Stelle, Sire.“

Auf das Höchste erstaunt, war van Graaft aufgestanden, um diesen Menschen mehr in der Nähe zu sehen, den er für irgend einen wundervollen Automaten hielt.

„Von welchem Zimmer und von welchem Herrn sprechen Sie?“ sagte er zu dem König.

„Von dem Herrn, den dieser Mensch im Jahre 1672 bediente; von dem Zimmer, das zu jener Zeit der Commissionair Broßmann hier bewohnte.“

Van Graaft stieß einen schrecklichen Schrei aus, und stürzte auf La Goberge zu, der mit der Wasserkanne und dem Becher zurückkehrte.

„Du hast dem Commissionair Broßmann gedient? . . .“ sagte er mit dumpfer Stimme.

„Antworte!“ befahl der König, der La Goberge zögern sah, wie als ob er fürchtete, in eine Falle gerathen zu sein.

„Ja, mein Herr.“

„Dann weißt Du, wo er ist? Du wirst es mir sagen.“

Der Fechtmeister befragte den König mit einem flehenden Blicke.

„Antworte!“ sagte Wilhelm nochmals.

„Er ist vor Mons.“

„Ich gehe hin,“ rief der Handelsherr aus.

„Warten Sie, mein Freund,“ sagte Wilhelm kaltblütig; „Sie würden vielleicht eine vergebliche Reise machen.“

„Warum?“

„Weil seit so langer Zeit es möglich ist, daß dieser Mann sich nicht mehr Broßmann nennt.“

„Wie sollte er sich denn nennen, Sire?“

„Antworte!“ sagte Wilhelm zu La Goberge.

„Er nennt sich der Marquis von Louvois,“ erwiederte der Fechtmeister, ganz erschreckt über die Wirkung, welche seine Gegenwart und seine Worte hervorgebracht hatten.

Auf der Stelle verwandelte sich das Gesicht van Graaft's, wie als ob er eine Maske abgelegt hätte: diese verwirrten Augen wurden fest, diese apoplektische Gesichtsfarbe wurde bleich.

„Sire,“ sagte er, „Sie sind ein großer Fürst und ein großer Kopf. Sie haben mich verstehen lassen, warum ich diesen Mann nicht fand, und Sie haben das Phantom aus meinem Verstande verscheucht, von dem er besessen war . . . Pack Dich, Franzose, und nimm, um Dich zu bezahlen, die erste beste goldne Vase, die Du auf Deinem Wege antreffen wirst.“

La Goberge stürzte vor Freude strahlend aus dem Zimmer.

„Wilhelm,“ begann van Graft wieder, „Sie verlangten nicht genug von mir, um gegen Louvois Krieg zu führen. Wir sind jetzt zu zwei: ich will Ihnen acht Millionen geben. Eure Majestät bricht wahrscheinlich nach Mons auf?“

„Auf der Stelle, mein Verbündeter.“

„Und ich auch. Da, das Bündniß ist geschlossen: das Haus Nassau und das Haus van Graaft, das Genie und der Haß, das Schwerdt und das Gold!“

„Brechen wir auf!“ sagte Wilhelm, nachdem er sein Glas geleert hatte.

XXXII.

Die Abtei Sanct Guislain.

Louvois hatte auf die Operationen der Belagerung seine ganze in persönlichen Scharmützeln schlecht gesättigte Wuth übertragen.

Zur Seite dieses glühenden Genies arbeitete ein geduldiges und unermüdliches Genie: Vauban numerirte die Steine der Citadelle, um sie einen nach dem andern zu zerstören.

Als die Belagerungs-Armee ihre Linie besetzt, der König mit seinem Bruder und seinem Neffen tapfer den Platz am hellen Tage auf Flintenschußweite recognoscirt hatte, die Umschanzungslinie beendigt war, eröffnete sich der Laufgraben nach dem Thore Barlaimont und wurde mit solcher Schnelligkeit betrieben, daß in einer Nacht die Arbeiter um zwölfhundert Klafter vorrückten. Nun aber hatte man zwei Laufgräben eröffnet, wie als ob man zu gleicher Zeit zwei Angriffe machen wollte, und die mit einander wetteifernden Schanzgräber der beiden Werke gelangten die einen wie die anderen zu demselben Punkte: in acht Stunden waren daher zweitausendvierhundert Klafter Laufgraben

gemacht, ohne die Verbindungswege zwischen den beiden Werken zu rechnen.

Der König brachte diese erste Nacht damit zu, die Arbeiten zu betrachten. Louvois theilte Lob und Tadel aus. Wenn man ihn von dem Laufgraben von Barlaimont, seinen Stock schwingend und den von den Hacken erschütterten Boden mit dem Fuße stampfend, nach dem anderen gehen sah, so schien es, als ob er die ganze Erde hätte verschlingen wollen, die ihn von einem Zweikampfe Mann gegen Mann mit der Stadt trennte.

Die französischen Batterieen wurden errichtet. Mons hatte indessen noch keinen Flintenschuß gethan, es schien in dem Schatten zu horchen und eine Schramme an seinem Fleische abzuwarten, wie als ob die französischen Arbeiter nur erst seine Haut gekitzelt hätten.

Aber mit Tagesanbruche, als das Auge die beweglichen Schattenrisse der Schanzgräber und der Ingenieure unterscheiden konnte, die sich rottenweise ablös'ten, ließ sich ein Donner von Schüssen auf der Linken des Laufgrabens von Barlaimont hören, und fünf bis sechs Schanzgräber wankten und rollten mit ihrer Schaufel zu Boden, indem sie die Erde mit dem ersten französischen Blute benetzten, welches diese Belagerung hatte vergießen sehen.

Man erblickte nun die Mühle von Hion, welche, am Tage vorher noch ganz unschuldig und unschädlich, sich, während die Franzosen mit dem Laufgraben vorrückten, mit Jägern des Hennegau gefüllt hatte, die vortreffliche Schützen waren.

Indem diese die Nacht benutzten, hatten sie sich bis dort-

hin geschlichen, um die Arbeiten zu beobachten, und der so unglaublich vorgerückte Laufgraben hatte sie überrascht und eingeschlossen, aber in eine dermaßen vortheilhafte Stellung, daß sie von der Höhe dieser Mühle in gleichlaufender Richtung in den Gang der Arbeiter sahen, und sicher auf sie zielten.

Die erste französische Kanone eröffnete nun ihr Feuer auf die Mühle und von diesem Augenblick an hatte die Luft keine Minute Ruhe mehr.

Louvois kehrte, indem er sich die Hände rieb, in das Hauptquartier des Königs in der Abtei von Bethlehem zurück; die Stadt schoß von allen Seiten auf die belagernden Batterieen, und das französische Lager bekränzte sich mit einer Dampfwolke, welche ihm bis zu dem Ende der Belagerung zur Strahlenkrone dienen sollte.

Nun verschwanden die männlichen und weiblichen Neugierigen und die unbetheiligten Hofleute, welche nichts mit den Kanonenkugeln zu thun haben wollten.

Dagegen erschienen die Marketender, die Nachzügler und die Landleute, deren Gewerbe darin bestand, die feindlichen Kanonenkugeln aufzuraffen oder auszugraben, welche sie den französischen Posten verkauften.

Bei den ersten Kanonenschüssen nahm der König Abschied von Frau von Maintenon, welche nur dieses blutige Signal abwartete, um sich zu beurlauben.

Der König wollte, daß die Marquise in Valenciennes wohne.

„Es wäre möglich," sagte er, „daß die Feinde eine oder zwei Armeen bildeten, um die meinige zu beunruhigen. Ich

möchte nicht, daß Sie in der Verlegenheit wären, sich zwischen den Kanonenkugeln einer Belagerung und denen einer Schlacht zu befinden. In einer guten Stadt werden Sie vor jedem Ueberfalle und vor jeder Besorgniß geschützt sein."

„Kann ich in diesem Augenblicke andere Besorgnisse haben als die, welche Sie mir verursachen?" erwiederte die Marquise. „Ich will im Gegentheile im Stande sein, Nachrichten von Eurer Majestät zu erhalten, und da ich durch den häufigen Umgang mit dem ersten Krieger dieser Zeit ein wenig Feldherr geworden bin, so habe ich mein Hauptquartier gewählt."

Der König verneigte sich, ohne sich über das Compliment zu verwundern.

„Wo denn?" sagte er.

„In Sanct Guislain."

„Aber dies ist geschleift, es ist ein Dorf ohne Gräben."

„Es giebt dort eine sehr gut gebaute und höchst ruhige Abtei — mitten in einem Walde; dann fließt der kleine Fluß Haisne um dieselbe herum. Sehen Sie dieselbe von hier aus, Sire, sie befindet sich zwei Meilen weit von hier, die Straße ist von Ihren Truppen gemacht; sehen Sie, wie die Bäume knospen und schon die spitzigen Giebel der Gebäude der Abtei verbergen."

„Aber," wandte der König ein, „Sanct Guislain ist ein Mannskloster dieser Gegend, wollen Sie denn ein Unterkommen bei unseren Feinden suchen?"

„Nein, Sire," erwiederte die Marquise, „das Kloster, von welchem ich spreche, ist nicht in Sanct Guislain selbst, es befindet sich in dem Walde. Die Clarissinnen dieses

Klosters, das ich immer Sanct Guislain nenne, sind bei dem Herannahen unserer Truppen ausgezogen. Sie sind nach Brüssel gegangen, während Herr von Louvois den glücklichen Einfall gehabt hat, vorläufig an ihrer Stelle in diesem Kloster die Augustinerinnen unterzubringen, die sich in Valenciennes so sehr entsetzt hatten."

„Sehr wohl. Werden Sie dort auf eine angemessene Weise wohnen, Madame?"

„Nach dem, was mir meine Kundschafter bereits gesagt haben, Sire, auf das Beste!"

„Ah! Sie haben Kundschafter, Marquise ..."

„Nothwendigerweise, Sire, da ich ein Hauptquartier habe."

„Das ist richtig. Wohlan! Madame, wachen Sie sorgfältig über sich," sagte der König gerührt, „Sie sind meine theuerste Hoffnung."

„Und Sie, Sire," erwiederte die Marquise mit stockender Stimme, „wachen Sie über Ihre Person und setzen Sie sich nicht wie ein junger Mann, wie vorgestern bei der Recognoscirung dieses Platzes, der Gefahr aus ... Sie sind die einzige Hoffnung des Vaterlandes und der Religion. Was mich anbetrifft, die Jedermann fürchtet und beneidet, wenn ich Sie verlöre ..."

Eine Heiserkeit gleich einem Schluchzen erstickte die letzten Worte der Marquise. Der König ergriff sehr gerührt ihre Hände, die er zärtlich in die seinigen drückte.

Und diesem Abschiede, der einem Schmähschrift-Schreiber ein Lächeln entlockt hätte, fehlte es weder an Erhabenheit noch an Interesse. Die Freundschaft dieser beiden Gatten

war rührend und edel. In diesem großen Könige waren Anlagen zu einem großen Manne vorhanden. Und hatte diese Frau nicht mehr Anlagen, als zu einer Königin?

In dem Augenblicke, wo sie sich trennten und die Marquise sich bereits in der Sänfte befand, sah man auf Tragbarhen die ersten Todten oder Verwundeten vorüberkommen, welche Vauban nach dem Lazarethe tragen ließ.

Sie erbleichte, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und indem sie sanft den König an sich zog, der diesen Unglücklichen eine Hand voll Gold zuwarf, fragte sie:

„Welchem Corps gehören diese armen Opfer an?“

„Grenadiere, Schanzgräber,“ erwiederte der König.

„Wie ich glaube, befindet sich die Infanterie allein in den Laufgräben, nicht wahr, Sire?“

„Ja, Madame, warum?“

„Um nichts, Sire ... Bei welcher Veranlassung wendet man dann die Cavallerie an?“

„O! immer. Da es selten ist, daß bei einer Belagerung ein Gefecht im Freien stattfindet, es sei denn, um die Ausfälle zurückzuschlagen oder die Verstärkungen zu beseitigen, die ankommen sollten, so steigt die Cavallerie ab und kämpft wie die Infanterie ... Interessiren Sie sich für irgend einen Cavalleristen?“

„Vergessen Sie, daß der Herzog von Maine die Cavallerie commandirt?“ sagte die Marquise rasch.

„Sein Sie unbesorgt, Madame,“ sagte der König lächelnd, „wir werden Ihren Zögling schonen: das ist unser Interesse.“

Die Marquise seufzte und kehrte in Ihre Sänfte zurück. Der König gab den Trägern einen Wink, sich auf den Weg

zu begeben. Aber sie mußten auf dem Platze bleiben, um eine Abtheilung rother Cavallerie vorüber zu lassen, welche bei dem Donner der Kanonen zurückkehrte.

„Sie werden mich nicht fragen, wer diese da sind, Madame," sagte der König, „Sie kennen sie."

„Die Chevauxlégers, wie ich glaube," erwiederte sie leicht erröthend.

„Die von dem Fouragiren zurückkommen, und welche der Kanonendonner anzieht ... Arme Kinder," sagte der König schwermüthig, „eilt hin nach der Kanone, sie wird euch auch eines Tages erreichen."

Die Marquise verbarg ihr Gesicht unter ihren Schleiern: sie hatte Gerhard unter diesen glänzenden Edelleuten erkannt, denen der König jenes traurige Schicksal verhieß, Gerhard, für den sie sich gerade in dem Augenblicke beunruhigte, wo der König gesprochen hatte.

Er war so schön, so gerade, er grüßte mit einer so freundlichen und so feinen Anmuth, sein Rappe trug ihn so schnell davon! Sie seufzte, und ihre Sänfte brach nach Sanct Guislain auf.

Vielleicht wird man errathen, warum die Marquise diese Abtei zum Aufenthaltsorte gewählt hatte. Seitdem Jaspin in Valenciennes mit ihr gesprochen, wunderte sich Frau von Maintenon über den seltsamen Zustand ihrer Seele. Niemals hatte dieser große Verstand ermangelt, seinen ganzen Horizont zu übersehen. Unter schwierigen Umständen konnte sie mit gutem Recht den Blick eines großen Feldherrn in Anspruch nehmen; keine Aussicht entging ihr. Bei den ersten Worten Jaspin's hatte sie den ungeheuren, ihrem

Ehrgeize durch diese drohende Wiederauferstehung einer Vergangenheit, welche sie das Recht hatte für begraben zu halten, versetzten Schlag gefühlt. Der Abbé hatte ihr trotz seiner Freundlichkeit und seiner Zurückhaltung ein schrecklicher Feind, ein Tyrann geschienen. Gerhard erschreckte sie trotz seiner Unkenntniß und seiner Unbefangenheit wie eine Klippe, an der ihr erstaunliches Glück scheitern sollte. Seit allen diesen Offenbarungen hatte die Marquise nicht geschlafen; sie fühlte sich von Louvois beargwöhnt, von Jaspin festgehalten, von Gerhard gehindert, und trotz ihrer Klugheit und ihrem Scharfblick hatte sich ein unbekanntes, unbegreifliches Gefühl in ihr Herz eingeschlichen und stieg bis zu ihrem Kopfe, den es verwirrte. Es war weit eher Vertrauen als Furcht, weit eher Gleichgültigkeit gegen die Welt als Ehrgeiz; es war die unaussprechliche Wonne, daß sie in ihrem tiefsten Innern eine Liebe zu nähren hätte, die Niemand kannte, und die weder ein Verrath gegen irgend Jemand, noch eine Versündigung an Gott war, wie es meistentheils die verborgene Liebe dieser Welt ist; es war auch das Erwachen einer Seele, die sich für todt gehalten, weil sie jedes irdische Gefühl um sich herum getödtet hatte. Zu bejahrt für die Liebe, zu edel für den Geiz, zu erhaben für den Stolz, übertrieb sie die Frömmigkeit eben so sehr, sowohl um sich von Gott ihren Ehrgeiz verzeihen zu lassen, die einzige Sünde, die sie zu begehen geruhte, als um sich über die Niederlage zu trösten, welche dieser Ehrgeiz erleiden könnte. Und jetzt fühlte plötzlich diese gefühllos gewordene Seele geheimnißvoller Weise wieder ein Herz erwachen.

War es aber aus Furcht, daß, wie wir gesagt haben,

die Marquise nicht mehr schlief? Nein: das Auge des Adlers irrt sich nicht. Es unterscheidet den Geier von der Taube. Jaspin war kein Vertrauter, dessen Untreue zu fürchten war. Jaspin hatte sein Geheimniß dreißig Jahre lang bewahrt und ohne die Gefahr, welche das Leben Gerhard's bedroht, hätte Jaspin dieses Geheimniß in das arme kleine Grab mitgenommen, das ihn in Lavernie erwartete. Er hätte selbst der Marquise nichts offenbart, um seinen Günstling eines jener Spielwerke erlangen zu lassen, die man Rang, Stelle oder Pension nennt. Und dann sagte Jaspin, daß er Alles von der Gräfin auf dem Todtenbette erfahren hätte; er war Priester, und Frau von Maintenon glaubte an das Geheimniß der Beichte. Man sieht also, daß wenn sie seit der Offenbarung Jaspin's den Schlaf verloren hatte, es daher kam, weil das Glück, irgend etwas zu lieben, eben so gut den Schlaf verhindert, als das Unglück, irgend Jemand zu fürchten.

Die Marquise hatte einen doppelten Zweck, als sie die Abtei Sanct Guislain zum Hauptquartier wählte; dieses interessante junge Mädchen kennen zu lernen, deren Geschichte Jaspin ihr erzählt hatte, sie Louvois zu entreißen, von dem sie argwöhnte, daß er dieselbe mit einer verbrecherischen Liebe verfolge, und so ihren Feind einer schlechten That zu überführen, indem sie eine Gott wohlgefällige Handlung vollbrachte.

Denn, wir müssen es wohl sagen, die Taktik Louvois' war ihm gelungen. Niemand hatte die Geburt Antoinettens durchschaut. La Goberge selbst wußte sie nicht; er konnte an ein neues Jugendfeuer bei diesem strengen Manne glau-

ben. Solche Leute verbergen sich weit sorgfältiger als Andere, weil sie nöthig haben heilig zu scheinen, während die Weltkinder nur ihre Laster zu verbergen suchen. Wie hätte Frau von Maintenon den Grund der Verfolgungen Louvois' errathen, und warum hätte sie sich, wenn sie sie kannte, die Freude versagt, sie zu gelegener Zeit auszuplaudern? Ist eine gutgenommene Genugthuung etwas so Geringes? Ist die Rache nicht ein königlicher Bissen, und war Frau von Maintenon nicht Königin?

Man wird vielleicht auch sehen, daß die Marquise dadurch, daß sie sich Antoinetten näherte, nicht bloß hoffte, Louvois zu ärgern. Es gab von nun an in dieser erhabenen Seele auch Raum für menschlichere Gefühle.

Sie kam tiefsinnig in dem Kloster an. Die ganze Ebene, über welche sie gekommen war, hatte ihr ein herzzerreißendes Schauspiel geboten. Die in Folge des Bruches der Dämme übergetretenen Moräste, die abgehauenen Wälder, damit die Kanonen keine Hindernisse fänden, die in Thränen zerfließenden Landleute, die herumstreifenden und plündernden Reiter, die Wölfe mit menschlichen Gesichtern, welche Beute suchten und die Schwachen verschlangen, das waren die grausigen Bilder, welche die Marquise hinter sich zurückließ, als sie unter das Gewölbe trat, welches dem Kloster Sanct Guislain zum Eingang diente.

Wir haben gesagt, daß überall in Frankreich die Superiorin der geistlichen Orden Frau von Maintenon als ihr Oberhaupt verehrten: wir müssen also den Empfang schildern, der ihr in Sanct Guislain bereitet wurde.

Alles, was das Kloster an Mitteln zu bieten vermochte,

um einen so edlen Gast zu zerstreuen und zu pflegen, wurde von den Augustinerinnen angewandt. Die schöne Aussicht auf die Wälder, die tapezirte Wohnung, die heilige Musik, die Gesellschaft der Gelehrtesten, der Weisesten waren die Unterhaltungen des ersten Tages der Zurückgezogenheit. Hierauf ließ die Marquise sich in dem Sprachzimmer die Nonnen vorstellen, die sie noch nicht gesehen hatte.

Alle wurden zugelassen, Madame zu begrüßen, so nannte man diese Königin; die Marquise wußte jedem angenehmen Gesichte ein angenehmes Wort zu sagen, ohne in diesen schwachen Köpfen den Stolz zu erwecken, der in der Einsamkeit so falschen Rath ertheilt, denn er erregt zuförderst die Unbehaglichkeit.

Mit dem Verzeichnisse der guten Eigenschaften oder der Fehler sagte die Superiorin den Namen jeder Kostgängerin. Frau von Maintenon war sehr überrascht, als sie bemerkte, daß die Liste zu Ende ging, ohne daß der Name ausgesprochen worden war, den sie erwartete.

„Das ist also die ganze Gemeinde?“ sagte sie zu der Superiorin.

„Ja, Madame,“ erwiederte diese, indem sie ihr Register zumachte.

Die Marquise blickte sie mit erstaunter Miene an.

„Sie haben wohl noch einige, entweder kranke oder beurlaubte Nonnen?“ fügte sie hinzu.

„Kranke . . . ich habe deren drei.“

„Ah? . . . ihre Namen?“

Die Superiorin nannte diese drei Kranken und that keine Erwähnung von Fräulein von Savières.

„Und die Beurlaubten?“ fragte die Marquise immer mehr erstaunt.

„Die Fräuleins von Verdavenne, von Alboin, von Cérisy, von Hedderbrand.“

„Nur vier?“

„Ja, Madame.“

„Das ist sonderbar,“ murmelte die Marquise, welche den Kopf senkte, um zu überlegen, und bald eine Idee fand. Das Feld war fruchtbar.

Die Superiorin schien verlegen zu sein. Sie hatte nicht ohne Schrecken alle diese Fragen der Marquise gehört; eine Frau, eine Aebtissin kann nicht das Genie einer politischen Frau haben, aber sie hat ihre eigene Schlauheit. Wenn es keine Angriffswaffe ist, so ist sie ein hinlängliches Schild. Die Superiorin änderte daher eben so ehrerbietig, aber auch eben so schnell, als sie es vermochte, diese mit Dornen besäete Unterhaltung. Sie sprach von den Gärten, von den Gebäuden, von den schönen Quellen, von einer sehenswerthen Bibliothek, und von Gemälden, die immer ausgezeichnet in Flandern sind.

Die Marquise ließ sie sprechen, dann begann sie plötzlich wieder, wie als ob sie mit sich selbst gesprochen hätte:

„Das ist wahrlich sonderbar.“

Es war keine Möglichkeit, zurückzuweichen; die Superiorin war gezwungen, Madame zu fragen, was es Sonderbares in Sanct Guislain gäbe.

„Ich will es Ihnen sagen, meine Mutter. Es war mir von Jemand versichert worden, aber dieser Jemand hat sich geirrt, daß Sie hier unter den Augustinerinnen

ein Fräulein hätten . . . ihr Name entgeht mir . . . helfen Sie mir doch . . ."

Die Superiorin erröthete bis hinter ihren weißen Schleier. Die Marquise verschlang sie mit ihrem Blicke, der nicht zum Aushalten war. Sie fügte hinzu:

„Ich werde niemals diesen Namen finden, wenn Sie mir nicht helfen."

„Ich weiß durchaus nicht . . . was . . ."

„Ah! Sie wissen nicht . . ." sagte Frau von Maintenon mit einem so majestätischen Erstaunen, daß die außer Fassung gebrachte Superiorin kein Wort zu finden vermochte.

„Sie wissen nicht, was aus einer ihrer Kostgängerinnen geworden ist . . . Fräulein . . . ach! ihr Name fällt mir wieder ein, Fräulein Antoinette von Savières . . ."

Wankend und den Kopf beugend, wollte die Superiorin noch betheuern, daß sie nichts wüßte.

„Wenn ich vermuthen könnte, daß man mich hinterginge, wo man mir so natürlich antworten müßte," erwiederte die Marquise, indem sie aufstand, „so würde ich dieses Haus auf der Stelle verlassen . . ."

„Madame," rief die Superiorin aus, indem sie voller Verzweiflung die Hände faltete, „verzeihen Sie mir, ich hatte Befehle."

„Befehle! von wem, Madame?"

„Ei . . ."

„Von wem, sage ich Ihnen . . . vielleicht von dem Erzbischof der Diöcese . . . Es ist gut, ich werde mit ihm sprechen."

„O nein, Madame, nein, Befehle von dem Herrn Marquis von Louvois.“

„In Wahrheit,“ erwiederte die Marquise, „Herr von Louvois ertheilt den Superiorinnen der Klöster Befehle! — mit welchem Recht?“

„Ach! ich weiß es nicht, Madame.“

„Befehle, daß man mir die Klosterfrauen verhehlt, die ich sehen will!“ fügte die Marquise hinzu, indem sie that, als wenn sie erzürnt wäre.

„Diese Befehle betreffen Sie nicht, Madame, da Herr von Louvois nicht voraussehen konnte, daß Sie uns die Ehre eines Besuches erzeigen würden.“

„Dann begreife ich nicht mehr. Warum mich Jedermann sehen lassen, ausgenommen dieses junge Mädchen.“

„Ich weiß nicht ...“

„Sie wissen auf einem Posten, auf welchem Ihnen nichts unbekannt sein darf, zu Vieles nicht, Madame,“ sagte die Marquise barsch. „Wie, eine meiner Freundinnen empfiehlt mir sterbend ein Kind an, das zuerst bei den Blauen Töchtern von Mezières war, so ist es, nicht wahr?“

„Ja, Madame,“ sagte die Superiorin jammernd.

„Und die nachher zu den Augustinerinnen von Valenciennes, gegen den Monat August des vorigen Jahres geführt worden ist ... ich glaube mich nicht zu irren.“

„Nein, Madame.“

„Von Valenciennes hat die Gemeinde sich hierher begeben, nichts war besser; aber, wie ich glaube, hätte ich

Fräulein von Savières in Valenciennes gesehen: Warum verweigern Sie mir dieselbe hier?"

„In Folge dieses unglückseligen Befehles, Madame."

„Der Ihnen also vor Kurzem gegeben worden ist?"

„Vor drei Tagen, am Tage nach unserer hiesigen Ankunft."

„Von Herrn von Louvois?"

„Ja, Madame."

„Und warum? . . . .

„O! Madame, darüber gäbe es gar viel zu sagen, die junge Person ist schwer zu leiten."

„Wahrhaftig? zerstreut, vielleicht ausgelassen?"

„Im Gegentheil! bis zum Tode traurig, man muß sie Tag und Nacht beaufsichtigen lassen. Zuerst hat sie aus dem Hause entfliehen wollen."

„Auf welche Veranlassung?"

„Sie weigert sich, ihr Gelübde abzulegen.

„Sie zwingen sie also dazu?"

„Ich bin es nicht."

„Herr von Louvois ist es vielleicht?" sagte die Marquise spöttisch, denn sie vermochte dem Marquis den Einfall nicht zuzuschreiben, ein Mädchen in's Kloster gehen zu lassen das er verführen wollte.

„Ja, Madame, er ist es," flüsterte die Superiorin in der schmerzlichsten Verlegenheit; „aber ich bitte Sie inständigst, Madame, sagen Sie nicht, daß ich Sie davon unterrichtet habe."

„Fürchten Sie Herrn von Louvois mehr als mich?" antwortete die Marquise; „Sie hätten Unrecht. Nun, ich

will mich endlich überzeugen, und dazu muß ich die Kostgängerin sprechen. Führen Sie mich auf der Stelle zu diesem jungen Mädchen."

Und Frau von Maintenon that einen Schritt, um das Sprachzimmer zu verlassen.

„Madame! ..." rief die Superiorin aus, indem sie sie zurückhielt, „ich bitte, warten Sie, ich werde sie zu Ihnen führen."

„Nein, ich ziehe es vor, Ihnen zu folgen."

„Unmöglich, Madame."

„Wie?"

„An den Ort, wo sie ist ..."

„Sie werden mich am Ende erzürnen," rief die Marquise aus.

Die Superiorin sank mit bittenden Händen auf die Kniee.

„Madame ... diese Kostgängerin hat seit dem Abend unseres Auszuges aus Valenciennes allen Verstand verloren. Sie hat sich zehn Male aus dem Fenster stürzen wollen. Heute Morgen hat sie der Donner der Kanonen wie rasend gemacht, und wir haben ihr ... die Buße auferlegt."

Die Marquise machte eine Bewegung des Entsetzens.

„Es sei," sagte sie streng, „ich werde sie besuchen, wäre es auch im Kerker. Gehen Sie voraus, ich folge Ihnen!"

Die Superiorin verneigte sich weinend, und schlug den Weg nach dem Garten ein.

Wir haben gesagt, daß Sanct Guislain von Sümpfen und von Waldung umgeben ist. Der Garten des außerhalb der Stadt mitten unter diesen mit Waldung bedeckten

Brüchen gelegenen Klosters bot dem Dichter, dem Maler und dem Fischer den pittoreskesten und reizendsten Anblick. Ein von dem Abflusse der Sümpfe gebildeter Teich unterhielt in Mitte dieser schönen Bäume Frische und Leben. Aber diese ein wenig finstere und feuchte Natur konnte den jungen Gemüthern der Kostgängerinnen nicht eben so gefallen.

Die Marquise folgte der Superiorin in den anfangs mit Sand bestreuten, dann moosigen und krummen Alleen dieses schönen Gartens. Sie gelangten an ein kleines Gebäude in Gestalt eines Thürmchens, dessen Mauern gänzlich unter Hopfen und wilden Reben verschwanden; kaum hätte man eine Thür unter dem undurchdringlichen Vorhange von Grün erkannt, das sich vor diesem Thürmchen hin und her bewegte, und aus welchem bei jeder Bewegung der Superiorin verscheuchte Vögel aufflogen, welche mit gewaltigen Flügelschlägen die Netze von Schlingpflanzen und von Laub durchbrachen.

„Sie sind noch nicht lange hier,“ sagte die Marquise, „und haben den Bußkerker schon entdeckt. Ich glaubte, die Augustinerinnen einer weit milderen Ordensregel unterworfen.“

„Madame, bedenken Sie doch das Unglück, welches uns bedrohte, wenn dieses junge Mädchen entflohen wäre oder sich das Leben genommen hätte! ...“

„Man kann überall eine Kostgängerin in ihrer Zelle, in einem Zimmer bewachen ... ich glaube, daß vier Frauen hinreichen, um eine einzige zu beaufsichtigen ... Dazu sind keine finsteren Mauern, feuchte Kerker, Verließe nöthig ...

Dieses da ist in der That eins, Madame... Sehen Sie, es gelingt Ihnen nicht einmal, die Thüre aufzumachen... Ah! Madame, wenn Sie auf diese Weise arme Weltkinder dem Herrn dienen lassen wollen..."

Sie sprach nicht aus, die Thür ging auf.

„Madame," erwiederte die Superiorin demüthig, „wir wollten nicht, daß das Beispiel und die Reden dieser Kostgängerin den Anderen ein Aergerniß gäbe. Wissen Sie, Madame, daß sie Namen ausspricht, daß sie gottlose Auftritte erzählt, und daß sie gesteht..."

„Was?..."

„Daß sie Jemand liebt!" sagte die Superiorin leise, indem sie sich voller Entsetzen bekreuzte.

Frau von Maintenon nahm sich nicht die Mühe, ihr verächtliches Lächeln und das Mitleid zu verbergen, welches ihr diese Worte eingeflößt hatten. Was die verschämte Superiorin anbetrifft, so bekreuzte sie sich nochmals, indem sie sich fragte, ob die edle Besuchende sich in diesem Augenblicke nicht unter irgend einem verderblichen Einflusse befinde, und ob es möglich sei, daß so viele strafbare Nachsicht unter den Schleiern der wahren Frau von Maintenon wohne.

Als sie noch zwei Thüren aufgemacht und einige Stufen hinabgegangen war, machte sie mit einem Schlüssel einen kleinen Laden auf, um einem ovalen Zimmer mit Steinplatten ein wenig Licht zu geben, dessen mit glänzendem Kalk überzogene Wände die Spuren schlechter Malereien, die grausigsten Scenen der Leidensgeschichte, boten. Nun fragte sie die Marquise ehrerbietig, ob es ihr gefällig sei,

auf einem der Schemel von Eichenholz zu warten, welche dieses seltsame Sprachzimmer möblirten.

„Nein, ich werde bis an's Ende gehen," erwiederte Frau von Maintenon; „ich will den Ort selbst betreten, in welchen Sie den abscheulichen Muth oder die strafbare Feigheit gehabt haben, dieses arme Mädchen einzuschließen. Ist es ein in pace? machen Sie auf; ist es ein Grabgewölbe? machen Sie wieder auf! ..."

Ein Freudenschrei, sanft wie der einer Taube, hatte bereits auf diese Worte geantwortet, und als die bestürzte Superiorin nochmals die Riegel einer schweren Thür aufgezogen hatte, welche ein dunkles und eisiges Cabinet verschloß, befand sich die Marquise einem jungen Mädchen gegenüber, welches vor ihr auf die Knie sank, indem es ausrief:

„Wer Sie auch sein mögen, sein Sie gesegnet für die Worte, die ich so eben gehört habe. Vielleicht sind Sie mächtig, Madame, Sie, vor der sich die Gefängnisse so öffnen. Aber zuverlässig sind Sie gütig. Sein Sie im Namen des Herrn gesegnet!"

Die Marquise hob das Kind wieder auf, nahm sie bei der Hand, und führte sie rasch aus allen diesen Mauern, aus allen diesen Gittern, aus aller dieser Kälte; sie wählte in dem Garten eine Bank unter dem freien Himmel, in der Sonne, und mit ruhiger Stimme, deren verborgene Drohungen aber die Superiorin vollkommen verstand, sagte sie:

„Kehren Sie in das Sprachzimmer zurück, Madame, und lassen Sie mich hier gefälligst einen Augenblick lang allein."

Die Superiorin machte eine Verbeugung, und entfernte sich mit ersticktem Stöhnen.

Inzwischen betrachtete die Marquise fest und mit einer Theilnahme, welche die Würde nicht ausschloß, dieses bleiche und in Thränen gebadete Gesicht, diesen schaudernden Körper und diese ganze wundervolle Schönheit, die so viele Leiden nicht hatten entstellen können. Sie ließ das junge Mädchen schluchzen und zittern, weil in dem Lachen wie in den Thränen der Charakter ohne Verstellung erscheint und sich auf dem Gesichte ausspricht.

Antoinette schämte sich bald, so zu weinen.

„Verzeihen Sie, Madame,“ sagte sie, indem sie ihre beiden Hände auf ihr Herz drückte, um die Seufzer und die Thränen in ihm zu ersticken, „ich bin schwach, und ich weine vor Freude und vor Dankbarkeit, wie andere vor Kummer weinen würden.“

„Sie sind Fräulein von Savières?“ fragte die Marquise, indem sie die beiden Hände Antoinettens sanft drückte.

„Ja, Madame.“

„Man hat mir viel Böses über Sie gesagt, Fräulein, und ich möchte viel Gutes über Sie denken. Sprechen Sie mit mir aufrichtig vor Gott, der Ihnen vielleicht weit sichtbarer unter diesem Blau des Himmels, als in der Tiefe ihres Gefängnisses erscheint, sagen Sie mir die Wahrheit ohne Leidenschaft und ohne Mißtrauen. Ich will Ihnen das Beispiel der Aufrichtigkeit geben. Ich habe einiges Ansehen in Frankreich; Gott hat mir die Gewalt verliehen, die zu beschützen, welche leiden, und die zu bestrafen, welche die Religion beleidigen. Der Zufall hat mich in dieses

Kloster geführt und ich will in ihm während einiger Tage bleiben. Ich habe erfahren, daß eine Nonne wegen irgend eines schweren Vergehens in dem Bußgefängnisse sei, und habe verlangt, daß man Sie mir zeige. Wir sind hier jetzt ganz allein; erklären Sie mir Ihr Betragen und erinnern Sie sich, daß Gott Sie hört! Was mich anbetrifft, so nennt man mich die Marquise von Maintenon."

Mit einer Regung, welche ihre ganze so energische und so liebevolle Seele verrieth, rief Antoinette aus:

„Die Feindin des Herrn von Louvois! o! ich bin gerettet."

Nun, ohne der Marquise Zeit zu lassen, diese seltsame Aeußerung zurückzuweisen, erzählte Fräulein von Savières ihr von ihrem Leben, ihren Leiden, ihren Befürchtungen, wobei sie nichts entstellte, nichts entschuldigte; und bald durch ihre Erinnerungen betrübt, bald vor Hoffnung strahlend, rührte sie ihren so strengen Richter vollends, indem sie ihm bewies, daß sie die Wahrheit sagte.

„Louvois verfolgt sie nicht aus Liebe," sagte sich die Marquise; „es steckt dahinter ein Geheimniß, das ich aufklären werde."

Als Antoinette das traurige Bild ihrer Kindheit entwickelt, und sie auf Gerhard gekommen war, gestand sie, anstatt zu erröthen, und wie eine Kostgängerin zu stammeln, ohne Umschweife diese plötzliche aus einer Begegnung entstandene Freundschaft, welche sie nicht zögerte, ihrem Schutzengel wie eines der seltenen Glücke zuzuschreiben, die ihr in ihrem Leben zugefallen wären.

„Mein Kind," sagte die Marquise ein wenig verletzt,

„Sie müssen auf den Gedanken verzichten, daß die Engel sich zu Vertrauten Ihrer Liebe machen würden. Dieser Gedanke ist nicht christlich."

„Warum?" fragte das junge Mädchen, mit ihrer unwiderstehlichen Aufrichtigkeit. „Wollen die Engel nicht, daß man liebt? Darf man sich nicht lieben? Versündigt man sich an Gott, wenn man liebt?"

Die Marquise wollte mit dieser armen Augustinerin nicht die erhabenen Erörterungen über die Tödtung des Gefühles und der reinen Liebe anregen. Sie fühlte sich unwillkürlich zu ihrer Rolle als Mutter fortgerissen; sie erinnerte sich, daß man lieben kann.

„Meine Tochter," sagte sie, „es ist ohne Zweifel eine großmüthige Freundschaft, die Ihnen Herr von Lavernie angeboten hat, aber da Sie dazu bestimmt sind, Gott zu dienen, so dürfen Sie keine höhere Liebe als diese bewahren."

„Da sprechen Sie jetzt wie Jedermann," rief das junge Mädchen mit schmerzlichem Erstaunen aus. „Wie! Sie kennen mich, Sie wissen Alles, und Sie rathen mir das Kloster?"

„Mein liebes Kind, ich kenne Sie in diesem Augenblicke weniger, als ich Sie so eben zu kennen glaubte. Diese Wuth des Herrn von Louvois, Sie zu verbergen, schrieb ich anfangs . . ."

„Wem zu?" fragte Antoinette neugierig.

Die Marquise schwieg, sie zog es vor, ihren forschenden Blick in das klare Auge des jungen Mädchens zu senken. Sie glaubte die Unschuld und die Reinheit dieser Seele zu erkennen. Warum diese ungetrübte Unwissenheit durch eine

unvorsichtige Offenbarung stören? Um das durchsichtige Wasser einer Quelle zu trüben, reicht ein Kiesel hin, den man hineinfallen läßt.

„Uebrigens," sagte sie endlich, um zu versuchen, sich eine Lösung zu verschaffen, „haben Sie sich gefragt, was Herr von Louvois aus Ihnen machen wollte, und mit welchem Rechte er Sie so verfolgte?"

„Ich habe ihn selbst darüber gefragt."

„Was hat er geantwortet?"

„Daß ich Nonne wäre, oder dazu bestimmt sei, es zu werden, daß meine Flucht aus dem Kloster ein Verbrechen wäre; daß er, der Minister des Königs, sobald er von diesem Verbrechen unterrichtet sei, es bestrafen und es verhindern müßte."

„Und das ist Alles?"

„Alles; ausgenommen der Zorn, die Drohungen und diese Verlassenheit, zu der ich verdammt bin, die schlimmer als der Tod ist."

„Aber Sie haben die Reise von Mezières mit ihm gemacht. Was hat er Ihnen gesagt?"

„Ich befand mich in einer verschlossenen Kutsche; er folgte zu Pferde. Ich schauderte jedesmal, wenn dieses schreckliche Gesicht an dem Schlage erschien, und er schien gleichfalls meinen Blick zu fürchten. O! er fühlte wohl meinen ganzen Haß, seitdem ich ihn so auf dem Schlosse Lavernie in meinen Armen die edle Beschützerin hatte tödten sehen, die ich einen Augenblick lang meine Mutter zu nennen hoffte! Denn die Gräfin von Lavernie ist lieber gestorben, als mir zu rathen, in das Kloster zu gehen," fügte Antoinette mit

einem so reizenden und einem so zarten Ausdrucke des Vorwurfs hinzu, daß Frau von Maintenon ihre Hände wieder ergriff, welche sie in den ihrigen streichelte, indem sie dabei flüsterte:

„Unbegreiflich ... Ja, dieser Louvois ist weit dunkler, als die Hölle ... Lassen Sie hören," begann sie plötzlich wieder, „erzählen Sie mir jetzt von Ihren Hoffnungen; haben Sie irgend eine andere Zuflucht, wenn Sie sich weigern, sich Gott zu widmen?"

„Ich habe Herrn von Lavernie," sagte Antoinette mit fester Betonung.

„Aber, wie mir scheint, ist es jetzt so lange her, daß Sie an seiner Liebe zweifeln müssen."

„Ich werde niemals an ihr zweifeln."

„Ich fürchte Sie zu betrüben, meine Tochter, aber am Ende bin ich Ihnen für Ihr Vertrauen die Wahrheit schuldig. Der, welcher sich auf die menschlichen Herzen stützt, fällt oft verlassen. Gott allein ist denen treu, die ihn lieben."

„Herr von Lavernie wird eben so treu als Gott sein."

„Kind!" sagte die Marquise gerührt ... „seit so vielen Tagen, die Sie getrennt sind ..."

„Jeden Tag habe ich die Arme nach ihm ausgestreckt; mein Gebet und meine Wünsche haben ihn jeden Tag aufgefunden."

„Die Männer vergessen! ..."

„Die Männer vielleicht ... er, nein! Außerdem weiß ich wohl, daß er mich nicht vergessen hat; neulich Abend ist er mir erschienen, er hat mich errathen. Ein Ausruf ist

ihm entschlüpft, ich habe diesen Ausruf gehört. Sehen Sie, Madame, er erbebt noch in meinem Herzen. Wenn Herr von Lavernie mich vergessen hätte, so würde er nicht so schmerzlich geschrieen haben, und dann kennen Sie ihn nicht, sonst würden Sie nur seine Augen zu betrachten haben, um sein Herz zu kennen. Er hat ein zugleich sanftes und festes Aussehen, eine Ruhe in den Zügen, eine Gluth in dem Herzen . . . Von dem ersten Blicke an, den wir ausgewechselt, faßte ich Vertrauen zu ihm, ebenso wie ich Sie geliebt habe, sobald ich Sie erblickte. Und sehen Sie, Madame, in welchem Grade ich dieses Vertrauen in der Seele, diese Liebe in dem Herzen, dieses Bild in den Augen habe, sehen Sie, wie ich in diesen Gedanken Alles verschmelze, was ich anderswo Edles und Gutes finde, da ich soeben, als ich Sie erblickte, mir eingebildet habe, daß ich ihn sehe, und da ich noch in diesem Augenblicke, wo Sie mir zulächeln, ihn lächeln zu sehen glaube."

„Sie sind ein liebenswürdiges Kind," sagte die Marquise, im Geheimen glücklich über diese Anspielung auf eine so gefährliche Aehnlichkeit, „ich werde Ihnen beweisen, in welchem Grade Sie mich zu interessiren gewußt haben; folgen Sie mir, gerathen Sie nicht in Begeisterung; vielleicht verdient Herr von Lavernie Ihre ganze Achtung, Ihr ganzes Vertrauen, aber bedenken Sie, wie fern er ist . . ."

„Fern! . . . O! nicht doch, Madame," rief das junge Mädchen aus, indem sie mit wundervoller Gewandtheit die Nachgiebigkeit auffaßte, welche man ihr bewilligte. „Herr von Lavernie kann nicht fern sein, da er neulich Abend in Valenciennes war und wir in Sanct Guislain sind. Die

französische Armee rückt gegen Mons, Herr von Lavernie gehört zur Armee, und Mons ist zwei Meilen weit von hier.“

„Es sei, meine Tochter. Herr von Lavernie steht bei dieser Armee,“ erwiederte die Marquise, indem sie bedachte, wie viel Unglück seit drei Tagen diese armen Kinder bedroht hatte. „Aber ein Offizier ist bei einer Belagerung vielen Gefahren ausgesetzt, und ein Flintenschuß kann alles Vertrauen vernichten, das Sie auf Ihren Freund setzen.“

In diesem Augenblicke erschütterte, wie um der Marquise Recht zu geben, ein furchtbarer Knall den Himmel in der Richtung von Mons.

Die beiden Frauen erbleichten und drückten sich unwillkürlich die Hände.

Antoinette faßte zuerst wieder Muth und ihre Augen strahlten.

„Ich habe auch daran gedacht,“ sagte sie, „ich habe heute Morgen bei den ersten Kanonenschüssen daran gedacht. Ich habe mir gesagt, daß einer dieser Schüsse, die ich hörte, dem vielleicht das Leben gekostet hätte, den ich liebe, der Wahnsinn hat sich meiner bemächtigt: ich habe Alles vergessen. Ich wollte nach Mons eilen. Die Nonnen haben mich auf dem Balkon zurückgehalten, von dem ich mich hinabstürzen wollte — nun haben sie mich in dies Gefängniß eingesperrt, in welchem ich nichts mehr hörte; — aber was kümmerte mich der Donner der Kanonen oder das Schweigen? mein Entschluß war gefaßt. Ich hätte den Tod des Herrn von Lavernie bald erfahren, sein Sie überzeugt da-

von, Madame, denn er wird nicht sterben, ohne mir seinen Abschied zukommen zu lassen, und dann ..."

„Dann?" sagte die Marquise.

„Nun, Madame, dann werde ich auch sterben!"

„Unglückseliges Kind! Gott wird es nicht zulassen!"

„Ich bin Waise, ich bin verlassen; ich werde Heidin werden, wenn Gott mir dieses Unglück sendet, ich werde glauben, daß er es auch ist, der mir die Verzweiflung einflößt."

„Sie lästern Gott, meine Tochter ... Sie trotzen dem Himmel!"

„O! nein. Ich vertheidige mich gegen das Unglück. Alle diese Ergebung, allen diesen Gehorsam, den Sie an mir sehen, habe ich erlangt, seitdem ich meinen Entschluß gefaßt habe. Während langer Zeit habe ich gewartet, ohne zu murren, weil Herr von Lavernie nicht wissen konnte, an welchem Ort man mich eingesperrt hatte. Ich sagte mir immer, daß Gott meinem Freunde den Namen dieses Klosters offenbaren würde! Endlich hatte ich mir eine Frist bestimmt, ich hatte mir einen Monat festgesetzt, um zu warten und zu leiden. Am Vorabende des Tages, an welchem dieser Monat ablief, habe ich in Valenciennes Herrn von Lavernie gesehen, der mich auch gesehen hat. Man möge das Zufall nennen, ich nenne es Gott, und ich habe Vertrauen. Nun! es sind jetzt drei Tage her, daß der Graf Gerhard meine Spur wieder gefunden hat; er muß mich suchen, er muß jetzt meine Ankunft in Sanct Guislain wissen. Vielleicht hält ihn sein Dienst zurück, vielleicht ist er auch verwundet, vielleicht ist er todt! Ich habe mir acht

Tage zu warten vorgenommen, Madame: wenn ich in acht Tagen keine Nachricht von ihm habe, wenn er nicht geschrieben hat oder nicht hat schreiben lassen, oder Herrn Belair nicht gesandt hat, Sie wissen . . . meinen anderen Freund, diesen wackeren, jungen Mann, von dem ich Ihnen erzählt habe . . . der die Mauern ersteigt und die Riesen tödtet, um mich zu vertheidigen, wenn, sage ich Ihnen, die acht Tage verfließen, ohne mir etwas Neues zu überbringen, so ist das ein Beweis, daß Herr von Lavernie todt ist, oder mich vergessen hat, wie Sie mir soeben drohten. Von diesem Augenblicke an hätte ich nichts mehr auf dieser Welt zu thun, und ich werde sie verlassen."

„O! Sie entsetzen mich!" rief die Marquise aus, indem sie aufstand, um Antoinetten zu umarmen, „Sie behaupten, mich zu lieben, Vertrauen zu mir zu haben, und Sie sprechen so!"

„Ich muß Sie sehr lieben, Madame," erwiederte das junge Mädchen mit einem traurigen Lächeln, „ich muß Ihnen sehr vertrauen, um Ihnen so mein Herz zu eröffnen!"

„Aber Sie bedenken nicht, daß keine Briefe hierher gelangen, daß hier keine Männer eintreten, daß nicht alle Mauern wie jene Buchsbaumterrasse sind, von der Sie mir soeben erzählten, und daß Herr von Lavernie nicht mehr einen Getreuen, wie Belair, bei der Hand haben kann. Inzwischen fährt die Belagerung fort; dieser Offizier ist Tag und Nacht beschäftigt, er denkt an Sie, ohne daß er es Ihnen wissen lassen kann. Acht Tage, zehn, vielleicht vierzehn werden so verfließen . . . und Sie würden das Verbrechen vor Gott begehen, sein Geschöpf zu zerstören,

Sie würden Ihrem Freunde den tödtlichen Kummer bereiten, ihn für immer zu verlassen ... Was sage ich? Sie würden ihm Ihr Andenken abscheulich machen, denn er würde sich einen Tod vorwerfen, für den Sie allein strafbar wären ... Nein, nein, das wird nicht geschehen. Ich will es nicht, ich verbiete es Ihnen, ich bürge Ihnen für sich selbst, warten Sie, dulden Sie ... hoffen Sie!"

„Dann bürgen Sie mir für ihn, Madame, und versprechen Sie mir, daß ich ihn wieder sehen werde," erwiederte das junge Mädchen mit so sanfter Stimme, daß die Marquise durch diese weltliche Bitte weit gerührter war, als sie es durch eine leidende Ergebung gewesen wäre.

„Versprechen Sie mir, keinen Schritt zu thun, keinen Seufzer der Ungeduld auszustoßen, nicht irgend einen Plan zu fassen, ohne mich wieder gesehen und berathen zu haben. O! junges Mädchen, versprechen Sie mir das zuerst, denn ich schreibe Anderen Bedingungen vor, und dulde niemals welche."

„Madame, theure und erlauchte Beschützerin, ich werfe mich vor Ihnen auf beide Kniee, und sage Ihnen mit gefalteten Händen: Wachen Sie über mich, retten Sie mich, lassen Sie mich lieben; ich verspreche Ihnen alles Uebrige."

Die Marquise drückte ihre Lippen auf die Stirn dieses Kindes, und kehrte dann mit ihr, eine Hand auf ihre Schulter gelegt, nach dem Hause zurück. Die Superiorin erwartete sie von fern voller Angst: sie wäre beinahe in Ohnmacht gesunken, als sie Antoinetten und die Marquise in dieser Vertraulichkeit sah.

Frau von Maintenon verabschiedete indessen das junge

Mädchen mit einem huldvollen Lächeln, indem sie zu ihr sagte:

„Gehen Sie, Fräulein, nehmen Sie Ihren Platz unter diesen Damen wieder ein, Ihre Erklärungen sind vollkommen befriedigend und Alles ist vergessen.“

Antoinette machte eine lange und ehrerbietige Verbeugung, worauf sie unter den Nonnen verschwand, die sich um die Wette um die neue Favoritin beeiferten.

Frau von Maintenon war kurz und frostig gegen die Superiorin, erklärte, daß sie Alles auf sich nähme, was Fräulein von Savières beträfe und ließ Nanon rufen, um in ihr Zimmer zurückzukehren.

Plötzlich erschien ein Eilbote vor der Abtei mit großem Lärm und großer Bedeckung; er überbrachte Frau von Maintenon einen folgendermaßen abgefaßten Brief des Königs:

„Madame, die Mühle von Hion ist von den Grenadieren und den Chevauxlégers auf eine glänzende Weise genommen. Besonders diese Letzteren haben nicht einen einzigen Mann verloren. Das ist unser erstes ernstes Gefecht. Es ist ein Sieg. Werden Sie ihn nicht mit uns feiern?

Ludwig.“

„Zuverlässig, ja!“ erwiederte die Marquise im Stillen, welche vor Vergnügen erröthete, und den Brief küßte.

„Erfrischen Sie sich, Eilbote, und warten Sie einen Augenblick, Sie werden dem König meine Antwort zurückbringen.“

Indem sie sich hierauf nach der Gruppe der Nonnen

umwandte, in welcher ihr Auge Antoinetten suchte, sagte sie zu sich:

„Armes Kind, Du wirst sehen, ob ich mein Versprechen halte!“

XXXIII.

Was die Entfernungen einander nähert.

Einige Augenblicke nach dem Gefecht in der Mühle von Hion, von welchem der König der Marquise in seinem Briefe erzählte, kehrten die Chevauxlégers, welche gekämpft hatten, um die Grenadiere zu unterstützen, erschöpft und staubig in das Lager zurück, in welches sie ihre Verwundeten zurückbrachten und empfingen auf ihrem Wege die Complimente des Königs, der sich mit seinem Hofe an den Rand des Fußpfades gestellt hatte, den die Truppen einschlugen.

Gerhard erblickte einige Klafter weit von den dichten Haufen der Hofleute eine kleine schwarze Gestalt, die sich viel bewegte, um sich bemerklich zu machen. Es war Jaspin, ganz athemlos, Jaspin, der während des Gefechtes nicht aufgehört hatte zu beten, bis nach den ersten Wachen zu gehen, um die Verwundeten zurückkehren zu sehen, und sich nach seinem theuren Zöglinge zu erkundigen.

Als er Gerhard eben so frisch und eben so ruhig als gewöhnlich zurückkehren sah, stieß er einen Freudenschrei aus und stürzte auf sein Pferd zu, das er streichelte und tausend Mal mit kindlicher Leidenschaft küßte.

Gerhard bückte sich, um den würdigen Mann zu umarmen, dann, in dem Quartier angelangt, beaufsichtigte er die Rückkehr seines Detachements, stattete dem Generallieutenant Bericht ab und kehrte unter sein Zelt zurück, wo ihn Rubantel und eine gute Anzahl von Freunden erwarteten, unter denen wir sehr undankbar sein würden nicht den Hund Amor zu nennen.

Als die Umarmungen beendigt und der Wein getrunken war, kehrte jeder nach Haus zurück. Die Nacht brach heran, der Himmel war roth von den Bomben, die über der belagerten Stadt schwebten. Gerhard blieb allein mit Jaspin, legte die Waffen ab und streckte sich vor Ermüdung erschöpft auf seinem Feldbette aus, indem er den Abbé neben sich an seinem Kopfkissen hatte.

„Welche schreckliche Sache der Krieg ist, wenn man ihm entgegengeht!“ sagte Jaspin; „aber wie schön er ist, wenn man aus ihm zurückkehrt.“

„Nicht wahr, lieber Abbé?“ antwortete Gerhard traurig.

„Wie!“ rief der Abbé aus, „Sie haben sich mit Ruhm bedeckt, der König hat Ihnen Complimente gemacht, Sie sind Ihres Lebens jetzt weit sicherer als vor zwei Stunden und Sie sind nicht zufrieden! . . . Aber, Apropos, lassen Sie sich von ihrem Kammerdiener auskleiden, Herr Graf, ich habe in den Kriegsgeschichten gelesen, daß oft ein Ritter verwundet ist, ohne es gefühlt zu haben, und daß er bei dem Ablegen

seiner Rüstung und seines Wamses eine Masse von Kugeln oder Blut findet."

„Lieber Abbé, ich danke; wenn ein Ritter, der anderswo als in den Büchern kämpft, irgend eine tüchtige Wunde erhalten hat, und er sie nicht auf der Stelle fühlt, was sich zuweilen ereignet, so bitte ich Sie zu glauben, daß er es nach Verlauf einer Stunde bemerkt. Ich bin frisch und gesund ... von Körper, aber nicht von Geist, und ich bestehe darauf, meinen Kammerdiener zu entfernen, um ernstlich mit Ihnen zu sprechen."

„Ah!" sagte der Abbé, durch diese Einleitung beunruhigt.

„Mein Freund," fuhr Gerhard fort, indem er sich Jaspin näherte, „Sie haben so eben wohl ein wenig gedacht, daß ich getödtet werden könnte, nicht wahr?"

„Zuviel! ..."

„Wenn sich das ereignet hätte, was thaten Sie dann für Fräulein von Savières?"

„Aber ..."

„Sie denken doch nicht, daß ich sie vergessen habe?" sagte Gerhard. „Seit drei Tagen hat sich hier so Vieles zugetragen, daß ich nicht begreife, wie die vierundzwanzig Stunden des Tages dazu ausgereicht haben. — Aber jetzt schöpfe ich wieder Athem! Mein Detachement hat heute angegriffen, es wird nothwendigerweise morgen ausruhen, und ich rechne auf Sie, um mir beizustehen, den morgenden Tag anzuwenden, wie ich es wünsche."

„Lassen Sie hören, mein lieber Graf, sprechen Sie."

„Man hat gesagt, daß die aus Valenciennes vertrie-

benen Augustinerinnen nach Quievrain gingen; ich habe mich bei Landleuten erkundigt, die das Lager verproviantirten; es ist falsch, daß die Augustinerinnen sich in Quievrain niedergelassen haben. Sie werden sich gefälligst nach dem Orte erkundigen, den sie zur Zufluchtsstätte gewählt haben. Es ist natürlich, daß ein Geistlicher sich für das Schicksal von Nonnen interessirt."

„Streng genommen, ja," sagte Jaspin; „aber sind Sie ganz sicher, daß Sie sich nicht irren; ist es wirklich Fräulein von Savières, welche Sie in Valenciennes auf dem Wagen gesehen haben?"

„So etwas ist nicht zu bestreiten, mein lieber Abbé; es ist gewiß, daß ich Fräulein von Savières gesehen habe. Wenn ich blind wäre, so hätte ich sie gesehen!... Mein Herz hat Augen für sie... Und dann beweist die Wuth des Herrn von Louvois, daß mein Herz und meine Augen sich nicht geirrt haben. Die Augustinerinnen haben nicht weit reisen können, sie sind in der Umgegend. Sie werden mir den Gefallen erzeigen, der Frau von Maintenon einen Besuch abzustatten; Sie werden für mich um die Ehre nachsuchen, ihr meine Aufwartung zu machen: ich habe ihr für ihre Güte, für das so großmüthige Andenken zu danken, das sie meiner armen Mutter bewahrt hat. Um der Marquise diesen Besuch abzustatten, werde ich leicht einen Urlaub von einem Tage erhalten; zwei Stunden werden mir hinreichen, um diese Pflicht zu erfüllen; ich werde den übrigen Theil des Tages frei haben, um in der Umgegend den Ort zu suchen, den die Augustinerinnen wählten."

„Ich werde es thun," erwiederte Jaspin; „aber Sie versprechen mir Eines?"

„O! mein Freund, Bedingungen?"

„Ohne Zweifel. Sie werden sich nicht von dem Lager entfernen, Sie werden mich immer mitnehmen."

„Indessen werde ich mich wohl entfernen müssen, um das Kloster zu suchen."

„Und Louvois, der Ihnen irgend eine Falle stellen wird! und die feindlichen Herumstreifer! knattert nicht das ganze Feld von Flintenschüssen? sehen Sie nicht in jedem hohen Grase einen Dampf, ein Bombardement auf jeder Hecke?"

„Dann soll ich also bei diesen Schrecken Fräulein von Savières an mir zweifeln und in der Verzweiflung vergehen lassen?"

„Nicht doch. Ich werde selbst das Kloster zu entdecken wissen, in welchem sie ist. Ich werde hingehen, ich werde sprechen, ich ..."

„Ei! mein lieber Jaspin," rief Gerhard aus, „das ist es gerade, was ich vermeiden wollte. Sie sind nicht Belair! Gewisse Dinge sind der Guitarre erlaubt, welche dem Geistlichen schlecht stehen. Wollen Sie, daß ich Ihren Cardinalshut compromittire? — Wenn ich sage Cardinal, so entschuldigen Sie mich, Sie haben vielleicht Höheres im Auge."

„Es ist gut, es ist gut, triumphiren Sie nicht zu sehr," sagte Jaspin, „für ein wenig Gunst, die wir haben ..."

„Sie nennen das ein wenig Gunst? ... Meine nach zehn Minuten Unterhaltung mit der Marquise erlangte Begnadigung und eine Lieutenantsstelle bei den Chevauxlégers!

Wenn Sie nicht Cardinal in einem Tage sind, so kommt es daher, weil Sie es vorgezogen haben, Diplomat zu sein."

Jaspin nahm plötzlich eine ernste Miene an.

„Vergessen Sie niemals," sagte er, „daß wir diese Gunst, von der Sie mir die Ehre zuschreiben, nur der alten Freundschaft der Marquise für Ihre edle Mutter zu verdanken haben. Ich lasse Belair mich darüber necken: gewisse Dinge passen für die Guitarre, wie Sie so eben sagten, aber spotten Sie nicht. Uebrigens freue ich mich, mein liebes Kind, Sie wieder guter Laune zu sehen," sagte Jaspin, indem er sich zu trinken einschenkte; „aber in Erwartung des Hutes, wie Sie sagen, übernehme ich es, Fräulein von Savières Nachrichten von Ihnen zu überbringen. Trinken wir, und sprechen wir nicht mehr davon," fügte er hinzu, nachdem er Gerhard's Glas gefüllt hatte. „Indessen ist Trinken ohne zu essen fast eine Sünde; essen wir, wenn es Ihnen gefällig ist. Ich habe heute Morgen Hühner gekauft, welche für die Jahreszeit nicht zu mager sind. Diese Leute des Hennegaus mästen das Geflügel ziemlich gut."

„Sie schießen auch sehr gut mit der Kanone," erwiederte Gerhard, indem er Jaspin Leichen und Verwundete zeigte, die man nach dem Lazareth zurückbrachte.

Der Abbé trat auf die Schwelle des Zeltes, verrichtete ein kurzes Gebet für die Todten, und kehrte zurück, sich an den Tisch zu setzen, den Gerhard während dieser Zeit hatte decken und anrichten lassen.

Aber bei dem ersten Bissen hörte man die Trompete der Chevauxlégers, welche zum Rappel blies.

„Was giebt es wieder?" rief Gerhard aus.

Ein Cornet trat zu ihm ein. Es war ein liebenswürdiger Jüngling von sechszehn Jahren, der seine erste Waffenthat bei dem Gefechte der Mühle als tapferer Edelmann verrichtet hatte.

„Graf," sagte er, „wissen Sie die Neuigkeit?"

„Meiner Treue, nein, Cornet, aber Sie werden sie mir mittheilen."

„Wir sind nach dem Quartier des Königs beschieden."

„Nach Bethlehem?"

„In einer halben Stunde."

„Es ist eine Viertelstunde Weges, und man muß die Parade-Uniform anlegen? Abbé, da ist mein Mittagessen vorbei."

„Nein, nein, wie man geht und steht, hat uns der Marschall gesagt, und nicht mit einander, sondern in kleinen, einige zwanzig Klafter weit von einander entfernten Gruppen: das ist merkwürdig!"

„Wissen Sie, auf welche Veranlassung?"

„Ah! ... das frägt Jedermann, auf welche Veranlassung? Ich glaube, es geschieht, um uns Alle zu Marschällen von Frankreich zu machen ..."

Und der junge Mann begann zu lachen, indem er ohne Umstände ein Glas von dem Präsentirteller nahm, um mit dem Abbé zu trinken, der seinem liebenswürdigen Gesichte zulächelte.

„Wohlan!" sagte Lavernie, „gehen wir."

„Graf, Sie müssen mich hinter sich aufnehmen," fuhr der Cornet fort, indem er noch lauter lachte, „mein schönstes Pferd ist bei der Mühle getödtet worden, und ich habe

meinen Hofmeister und meine Bedienten fortgeschickt, um mir von Valenciennes spanischen Wein zu holen. Ich habe nur einen schimpflichen Karrengaul, ich würde den König erröthen lassen, mich in seinem Dienste zu haben.

„Ich gebe Ihnen eines der meinigen," sagte Gerhard, „wählen Sie gefälligst."

„Ich danke."

Und der junge Mann verließ das Zelt, indem er wie ein Reh sprang.

„Ich werde genöthigt sein, allein zu Mittag zu essen," äußerte der Abbé betrübt.

„Nein, gedulden Sie sich, mein lieber Jaspin. Der König ist nie weitschweifig. In einer Stunde werde ich zurück sein, und wir werden einen Schmaus halten. Auch werde ich Gäste mitbringen."

„Wohlan, ich werde mich gedulden!" rief Jaspin entschlossen aus und er griff eines der Geflügel mit der Langsamkeit eines Mannes an, der auf ein Huhn eine Stunde verwenden will.

Alle Offiziere der Grenadiere und der Chevauxlégers hatten denselben Befehl des Königs erhalten. Auch Rubantel. Es waren achtzig Edelleute, alle jung und aufgeweckt, mit Ausnahme einiger höherer Offiziere. Diese Gesellschaft begab sich in kleinen Gruppen von fünf bis sechs Personen nach dem Quartier des Königs, und stieg dem Gebrauche gemäß an den Schlagbäumen ab, welche von den bei Seiner Majestät Dienst habenden Mousquetairen bewacht wurden.

Alle diese Reiter waren sehr überrascht, sich von einem

Kammerdiener der Frau von Maintenon angeredet zu sehen, der Jedem von ihnen eine Karte austheilte.

Als Gerhard die seinige erhielt, las er darauf bei dem Scheine der Fackeln:

„Begeben Sie sich auf der Stelle nach der Abtei Sanct Guislain.“

Und weiter unten:

„Von Seiten der Frau Marquise von Maintenon.“

Es fanden eben so viele Ausrufe der Ueberraschung statt, als es Karten gab, und auf der Stelle war diese ganze Jugend der Einladung gemäß zu Pferde, ohne errathen zu können, warum man sie nach Sanct Guislain berief.

„Und mein armer Jaspin,“ sagte Gerhard eben so erstaunt als die Anderen, „wie ihn benachrichtigen? Er wird mich erwarten, er wird besorgt sein, und ich habe nicht mehr Zeit, meinen Bedienten an ihn abzusenden!“

Die Schaar begab sich auf den Weg, Gerhard blickte verdrießlich zögernd um sich, als er dreißig Schritte hinter sich ein weißes Maulthier galoppiren sah, das er erkannte, ein schon altes Thier, dessen letzter Feldzug die Belagerung von Mons sein sollte.

„Ei! ist das nicht Blanchet, der da ganz allein kommt?“ fragte er seinen Bedienten.

„Ja, gnädiger Herr. Nur ist Blanchet nicht allein; er hat irgend Jemand oder irgend etwas Schwarzes auf seinem Rücken.“

Der Bediente hatte Recht. Blanchet holte seine Kameraden ein, und man sah nun das strahlende Gesicht Jaspin's, den Gerhard im Vorüberreiten aufhielt.

„Wo wollen Sie hin, lieber Abbé?“ sagte er, „was ist Ihnen begegnet?“

„Ah! Sie sind es, ich suchte Sie,“ erwiederte Jaspin sehr geschäftig. „Kommen Sie zur Seite, damit ich mit Ihnen spreche. Es ist von der größten Wichtigkeit!“

Gerhard gehorchte.

„Stellen Sie sich vor, soeben, indem ich das Huhn zerlegte, erhielt ich einen Brief, der mich irgendwo hinberuft. Ich bin also gekommen, um Sie zu benachrichtigen, daß Sie sich nicht beunruhigen möchten.“

„Das ist sonderbar, ich stand im Begriffe, Ihnen dasselbe sagen zu lassen.“

„Warum?“ fragte Jaspin.

„Weil auch ich, nicht einen Brief, aber diese Karte erhalten habe.“

„Eine Karte! Von wem?“ rief der Abbé.

„Von Frau von Maintenon.“

„Die ein Rendez-vous giebt?...“

„In Sanct Guislain.“

„Sie auch!... o! um so besser. — Wohlan, folgen Sie mir, lassen Sie uns keine Minute verlieren, trennen wir uns von dieser ganzen Schaar Plauderer und gehen wir zu dem Rendez-vous.“

„Aber alle diese Plauderer haben eine Karte wie wir erhalten, und gehen wie wir zu dem Rendez-vous.“

„Ah!“ antwortete der Abbé ein wenig kalt; „wie, Frau von Maintenon ladet alle Welt ein?“

„Achtzig Offiziere.“

„Ich begreife das nicht," äußerte Jaspin, „aber wir wollen hingehen."

„Ganz recht, wir wollen hingehen."

Eine und eine halbe Meile wurden sehr bald von den Reitern zurückgelegt. Man entdeckte in der Tiefe des Waldes von Sanct Guislain das Licht der Fackeln, welche die Diener trugen, um den Gästen bei ihrer Ankunft zu leuchten. Der röthliche, durch das Wasser der Sümpfe zurückgeworfene Schein, diese Bewegung unter den Bäumen, diese dunkelen Massen des Gebäudes, bildeten ein Schauspiel, das einen tiefen Eindruck auf die Ersten machte, die es erblickten. Man sah auch längs der Nebenstraßen schwarze Abtheilungen von Reitern herumstreifen, welche die Polizei versahen und darüber wachten, daß die von Frau von Maintenon Eingeladenen nicht unangenehmen Begegnungen ausgesetzt wären.

Alles dies, verbunden mit der momentanen Erleuchtung des Horizontes, mit dem Echo der majestätischen Bomben, mit einem gewissen verworrenen Gemurmel des Windes, des Feuers und des Wassers in der Ferne, alles dies veranlaßte den Cornet, der zwischen Gerhard und Jaspin ritt, auszurufen:

„Hat Frau von Maintenon etwa auch die vier Elemente eingeladen?"

„Das wäre viel Ehre für sie," sagte Jaspin in überzeugtem Tone.

Hierauf stieg man ab. Gerhard war als einer der Letzten aufgebrochen und unter den Ersten angekommen. Er fand unter der Vorhalle der Abtei einige Beamte der Frau

von Maintenon, denen er seine Karte zeigte, und stieg mit den Andern die Treppe hinauf, die man ihm andeutete. Jaspin ging ihm zur Seite. Oben auf der Treppe, auf einem Vorplatze, der ganz mit Blumen geschmückt war, obgleich diese in jener Jahreszeit noch so selten sind — man weiß jedoch, daß in den Treibhäusern von Flandern die Blumen niemals fehlen — erblickte man die Marquise, wie gewöhnlich einfach gekleidet, deren Schönheit jedoch immer noch bei den Fackeln glänzte, als ob sie das Alter noch nicht überschritten hätte, in welchem die Frauen aufhören schön zu sein.

Sobald sie die ersten Edelleute erblickte, welche ihr Kammerherr ihr gemeldet hatte, trat sie ihnen einen Schritt entgegen, und sagte mit einer Stimme, welche alle Herzen bezauberte, denn sie war unwiderstehlich, wenn sie es wollte:

„Meine Herren, ich habe den König um die Erlaubniß gebeten, Ihren ersten Triumph zu feiern. Ich möchte das Louvre oder Versailles hier haben, um Sie nach Ihren Verdiensten zu behandeln; aber ich bin in Sanct Guislain nur ein einfacher Gast dieses Klosters. Entschuldigen Sie bei der guten Absicht die Einfachheit des Empfanges, und nehmen Sie hier meine Gastfreundschaft an; Sie werden sie mir hoffentlich auf dem Schlosse von Mons erwiedern.“

Ein Gemurmel ehrerbietiger Freude empfing diese Worte; diese so schöne Frau, deren Verstand die Schönheit noch übertraf, hätte in diesem Augenblicke die Eroberung von Wilden gemacht: man denke sich den Eindruck, den sie auf Franzosen hervorbrachte.

Von einem Gefühle fortgerissen, von dem er sich keine

Rechenschaft ablegte, und von einem anderen, das ihm sehr süß war, der Dankbarkeit, trat Gerhard vor, verneigte sich mit einer Gemüthsbewegung, welche die Marquise ansteckte, sobald sie ihn erblickte, und sagte bebend:

„Madame, wenn ich wie diese Herren nur ein Eingeladener, ein Gast wäre, so würde ich Sie um die Ehre bitten, Ihnen die Hand küssen zu dürfen, aber Sie haben bereits zuviel für mich gethan, ich kann nur vor Ihnen knieen; so dankt man den Schutzengeln, man würde es nicht wagen, ihr Gewand mit seinen Lippen zu berühren, man würde nicht die Vermessenheit haben, die Spitze ihrer Finger anzutasten."

Die Augen der Marquise wurden so glänzend und so freundlich, daß der König, wenn er anwesend gewesen wäre, ihnen zu viel Ausdruck vorgeworfen hätte.

Sie antwortete nichts, ihr Herz war beklommen, sie ließ diesen schönen Edelmann das Knie vor ihr beugen, sie vergaß sich, indem sie ihn anblickte; indem sie ihm hierauf plötzlich ihre bebende und warme Hand reichte, erwiederte sie:

„Nehmen Sie immerhin meine Hand, mein Herr, Sie dürfen es; leider sind die Engel nicht mehr auf der Erde."

Dann, wie als ob sie gefürchtet hätte, zuviel gesagt zu haben, zog sie ihre Hand zurück, die sie den anderen Offizieren bot. Nur blickte sie diese nicht mehr an, sondern Jaspin, der sich in eine Ecke drückte, um seine Thränen zu verbergen.

Sie war bald genöthigt, ihre beiden Hände dieser entzückten Menge zu überlassen. Ihre Gemüthsbewegung war einer hinreißenden Heiterkeit gewichen. Niemals waren so

viel feiner Witz, reizende Artigkeiten, elegante Einfälle unter diesen Gewölben gehört worden. Jeder hatte sein Wort und sein Lächeln, Viele hatten Beides.

Die Marquise ließ sich das Gefecht bei der Mühle von Rubantel erzählen, dem sie viel Aufmerksamkeiten bewies, und während dieser Erzählung war es ihr gelungen, sich genug zu beherrschen, um die Augen nicht mehr nach der Ecke des Sprachzimmers zu wenden, in welche Gerhard sich bescheiden mit Jaspin zurückgezogen hatte. Aber diese Ecke zog sie an. Obwohl sie sich zwang nicht hinzublicken, sah sie dennoch; sie fühlte die Blicke Jaspin's, sie fürchtete die Gerhard's zu fühlen; was sage ich, sie fürchtete noch mehr, daß er sie nicht anblickte.

Manseau erschien an der Thür des Sprachzimmers im Galla-Anzuge, von seinen Kellermeistern und Vorschneidern mit ihren Dienern gefolgt.

„Madame ist bedient," sagte er mit lauter Stimme.

„Folgen Sie mir gefälligst, meine Herren," sagte die Marquise. „Ich habe Sie benachrichtigt, daß Sie hier nicht in meinem Hause sind; aber Sie müssen wissen, bei wem Sie sind. Sie sind bei den Augustinerinnen von Valenciennes, und diese sind es, welche die Gunst verlangt haben, Ihnen die Ehren ihres Hauses zu erzeigen."

Als sie diese Worte aussprach, vermochte sie dem Drange nicht zu widerstehen, sich nach der erwähnten Ecke umzuwenden.

Sie sah Gerhard erbleichen, und Jaspin die Hand drücken, indem er seiner liebenswürdigen Beschützerin aus der Ferne durch einen beredtsamen Blick antwortete.

„Ich bin belohnt," dachte sie.

Die Marquise nahm die Hand Rubantels, und führte die ganze Versammlung nach dem Refectorium.

XXXIV.

Das Refectorium der Clarissinnen.

Dieses Refectorium bot einen bezaubernden Anblick. Es war ein unermeßlicher, von stolzen Säulen getragener Saal, die zur Rechten und zur Linken einen breiten Weg ließen. Es war ein Kreuzbogen-Gewölbe von sechzig Fuß, mit wundervollen, in der ängstlichen Sauberkeit des Hennegaus erhaltenen Fensterscheiben.

Aus einer ehemaligen, durch eine bequemere ersetzten Kapelle hatten die Clarissinnen ihr Refectorium gebildet. Es herrschte darin im Winter eine eisige Kälte, aber die Clarissinnen sind streng und hatten sie deshalb gewählt. Ihre Superiorin behauptete, daß man seine Bequemlichkeit in der Kirche haben müsse, aber daß man sich anderswo immer zu gut befände. Die Augustinerinnen froren darin seit drei Tagen. Frau von Maintenon, die noch weniger Clarissin als die Augustinerinnen war, hatte Sorge getragen, an jedes Ende des unermeßlichen Saales ungeheuere Kohlenpfannen nach spanischer Weise bringen zu lassen. Man ist in Flandern immer ein wenig Spanier. Und außerdem rechnete die Marquise auf die tausend Kerzen oder Lampen und

auf die Jugend der Gäste, die das Refectorium erwärmen würden.

Fünf Tische, die eine Länge von siebenzig Fuß hatten, waren mit den fettesten Fischen des Weihers, mit Rehen und einem wilden Schweine bedeckt, das die königlichen Truppen geschossen hatten, als sie den Wald um das Quartier Seiner Majestät herum fällten; Berge von wunderbarerweise in der Obstkammer des Klosters dem Winter entgangenen Früchten erhoben sich neben hohen Haufen von Mandelkuchen und Makronen und von der geschicktesten Pastetenbäckerin der Gemeinde sinnreich geformten Confecten. Schäumender Rahm, kleine Kuchen mit Anies oder eingemachten Citronen, überzuckerte Pflaumen, krystallisirte Kirschen standen auf dieser ungeheuren Tafel zwischen Hasen- und Schinkenpasteten. Vor jedem Gaste befand sich ein großes Glas von funkelndem Krystall und Flaschen, welche den Durst herausforderten. Denn zu jener Zeit hatten die Frauen den Muth, die Männer nicht rauchen, und die Schwäche, sie trinken zu lassen.

Die glänzende Anordnung erregte sogleich die allgemeine Bewunderung, aber es war nicht die Tafel, welche Gerhard betrachtete.

Auf jeder Seite des Refectoriums, unter dem durch die Säulen gebildeten Nebengang standen in langen Reihen die Nonnen und die Novizen oder die Kostgängerinnen unter einander vermischt.

Die ersteren schwarz gekleidet mit dem weißen Scapulier und dem Schleier und jenem berühmten Gürtel von schwarzem Leder, den die Jungfrau, als sie gen Himmel

aufstieg, in die Hände des heiligen Thomas fallen ließ, und den die heilige Monika, die Mutter der Augustinerinnen, den Mönchen und den Nonnen ihres Ordens geschenkt hatte.

Die Kostgängerinnen unterschied man leicht an ihrem halb weltlichen, halb geistlichen Anzuge: meistens ein schwarzes Kleid und ein weißer Busenschleier, ohne Gürtel und die Haare bescheiden hinter den Ohren herabfallend.

Dorthin eilten die Augen und das Herz Gerhard's bei seinem Eintritte in den Saal. Er suchte das bleichste Gesicht, die sanftesten Augen, die zitterndsten Schultern, und da dieses Gesicht sich sehnte von ihm erblickt zu werden, da diese Augen auf ihn hofften und ihn selbst begierig suchten, so entdeckte Gerhard gleich Anfangs Antoinetten unter den Augustinerinnen, die bescheiden ihren Schleier vor allen diesen Offizieren niederschlugen.

Diese Erscheinung hatte ihn dermaßen gefesselt und entzückt, daß er vergaß, wie die Anderen vorzuschreiten. Der Cornet zog ihn sanft fort, indem er zu ihm sagte:

„Nun, Lieutenant! sind Sie denn in Stein verwandelt?“

Gerhard machte eine ungestüme Bewegung, und schritt eilig nach der Tafel zu.

Was Jaspin anbetrifft, so hatte er Frau von Maintenon seine Verbeugung gemacht, die ihm ihre Hand mit dem huldvollsten Lächeln gegeben, und welche, — die Unvorsichtige, — indem sie sich umwandte, gesagt hatte:

„Nanon, Sie werden Herrn Abbé Jaspin selbst bedienen, er wird an meiner Tafel speisen.“

Nanon schauderte, Jaspin schlug züchtig die Augen nieder, um der alten Jungfer ihre abgemessene Verbeugung zu

erwiedern, und man setzte sich endlich, indem Frau von Maintenon mit einem vollkommenen Tacte die Vorsitzenden der verschiedenen Tische bezeichnet hatte. Sie führte den Vorsitz an dem ersten, der in dem Mittelpunkte des Refectoriums gedeckt war.

Man sah nun die Nonnen und die Kostgängerinnen sich hinter die Gäste stellen, sie bedienen, ihnen zu trinken einschenken, und von allen diesen weißen Händen zitterten einige wohl ein wenig, wenn sie aus Versehen die mit Gold gestickte rothe Uniform der Offiziere berührten, welche sie bedienten.

Gerhard setzte sich Frau von Maintenon gegenüber, welche Herrn von Rubantel zu ihrer Rechten und Herrn von Villemur zu ihrer Linken hatte. Die Marquise wurde von Nanon und einer alten Nonne bedient. Der Cornet, ungestüm in seiner Freundschaft, setzte sich neben Gerhard. Der junge Mann verschlang mit den Augen alle, Frau von Maintenon und selbst Nanon. Mit sechszehn Jahren ist das Auge nachsichtig.

Gerhard wagte nicht, sich umzuwenden, um seinen Abgott zu suchen. Vielleicht hatte er ihn hinter sich, vielleicht war es der Arm Antoinettens, der mit seinem schwarzen Aermel so leicht bald seine Schulter, bald seine Haare streifte. Dieser Arm war jung, er war höchstens achtzehn Jahr alt. Wenn man nur diesen Arm sah, so war es unmöglich zu wissen, ob er einer Nonne oder einer Kostgängerin angehörte.

Der junge Cornet wandte sich um, indem er die Dame keck anblickte. Was er sah, schien ihm so schön, daß er sich nochmals, und dann nochmals umwandte. Gerhard war

auf der Folter, daß er es nicht ebenso zu machen wagte, aber er fürchtete die Augen der Frau von Maintenon, und begnügte sich damit, die feine und feste Hand mit glatten und gebogenen Nägeln zu bewundern, die zuweilen auf den Tisch glitt, und bebend sein Glas wieder füllte.

Die Marquise, welche das Leiden des jungen Mannes sah, neigte sich an das Ohr Nanon's, die nach Gerhard blickte und ihre Gebieterin verließ, um um den Tisch herum zu gehen.

Gerhard hörte den Schritt Nanon's hinter sich. Er hörte ihre Stimme, welche sagte:

„Fräulein, Madame wünscht, daß Sie zu ihr kämen."

Und im selben Augenblicke verschwand der reizende Arm, und die dürre Hand Nanon's setzte den Dienst fort.

„Muß man Unglück haben!" sagte der Cornet leise zu Gerhard, „wir hatten einen Engel, um uns zu bedienen, und man nimmt ihn uns ... O! da ist er, gegenüber."

Gerhard blickte vor sich. Antoinette befand sich neben Frau von Maintenon; ihre Schönheit, ihre Freude spiegelten sich auf dem Gesichte des Herrn von Lavernie wie in einem Spiegel wieder, und die Marquise konnte mit einem verstohlenen Blicke die Wirkung sehen, die sie hervorgebracht hatte. Der Graf vergaß die Tafel, er vergaß die ganze Erde; seine Seele eilte der Antoinettens entgegen. Der Dienst dieser war sehr unbedeutend: mit der einen Hand auf den Sessel der Marquise gestützt, hielt sie zerstreut die Weinflasche, ohne daran zu denken, das Glas des Herrn von Rubantel zu füllen. Dieser, der nicht verliebt war, bewunderte sehr die schöne Dienerin, die Frau von Maintenon

ihm gegeben hatte, aber als guter Tischgenosse vermißte er mehr als einmal Nanon.

Dieses geheimnißvolle Zwiegespräch der beiden Liebenden mitten in dem Geräusche der Menge, ihre unermüdlichen Blicke, die leidenschaftliche Sprache ihrer stummen Lippen, die Bläsſe und die Röthe, welche abwechselnd ihre Wangen bedeckte, je nachdem die geistige Liebkosung ihrer Gedanken gesandt oder empfangen war, dieses ganze regungslose Treiben der Liebe wurde bald von dem Cornet und von Jaspin verstanden. Jaspin verbarg seine Gemüthsbewegung unter einem gesteigerten Appetit, der ihm erlaubte, Gerhard nicht zu belästigen und alle Augenblicke die beiden Hände der Mademoiselle Balbien beschäftigte. Was den Cornet anbetrifft, so machte er es, sobald er sich versichert hatte, daß der schöne Engel nicht mit ihm, sondern mit seinem Nachbar Gerhard correspondirte, wie Jaspin, und richtete an den Grafen Gerhard nur noch einsilbige Worte, die keine Antwort verlangten. Herr von Rubantel hätte indessen sehr Durst gelitten, wenn Frau von Maintenon ihm nicht durch einen, Manseau gegebenen Wink zu Hülfe gekommen wäre.

In ihrer schweigenden Unterhaltung erzählten sich Gerhard und Antoinette Alles, was sie gelitten, wie sehr sie sich geliebt hätten, wie sie sich anbeteten, welchen schrecklichen Feind sie zu bekämpfen gehabt hätten.

Frau von Maintenon, der Durchschnittspunkt dieses Feuers gekreuzter Blicke, bedeutete für sie die Hoffnung.

Bald verwandelte der Nachtisch und der wohlthuende Einfluß des Champagners und des Burgunders das Ge-

flüster der Tischgenossen in Begeisterung. Die Marquise stand auf, Jedermann that dasselbe, und als sie ihr Glas ergriff, um auf die Gesundheit des Königs und auf die Niederlage seiner Feinde zu trinken, erschallte in dem Refectorium lärmender Jubel und der einstimmige Ruf: Es lebe der König! der die Gewölbe erschütterte.

Die Nonnen hatten ihren Dienst verrichtet. Sie stellten sich bescheiden um ihre Supriorin herum, und bald war jede ihrer Gruppen mit einer Menge von Offizieren umringt, welche ihnen dankten und ihnen Artigkeiten mit jener seltenen und zarten Höflichkeit sagten, die man damals überall in den Lagern antraf, aber heutzutage kaum in den Salons wiederfindet.

Die jungen Mädchen empfingen ohne Verlegenheit und ohne Ziererei die ihrer guten Aufnahme und ihrer Geburt schuldigen Huldigungen. Jeder dieser Offiziere hatte vielleicht in einem andern Kloster eine Schwester, eine Verwandte, die sich gefreut haben würden, mit ebenso vielen Rücksichten von einer andern Armee behandelt zu sehen. Was Jaspin anbetrifft, so hatte er sich bescheiden hinter die Marquise gestellt, und Nanon floh ihn wie eine glühende Kohle. Gerhard befand sich zwei Schritte von Antoinetten, und sah ihr Herz unter ihrem Busenschleier klopfen, er fühlte die Wärme ihres Hauches, und er schwieg lieber, als ihr eine Alltäglichkeit zu sagen, er wäre lieber gestorben, als ein ungeweihtes Wort mit ihr zu sprechen.

Der schelmische junge Mann belauschte diesen Auftritt und sah diese Verlegenheit; das Feuer der Jugend und des Weines stiegen ihm zu Kopfe; liebenswürdig und blühend

wie er mit seinem frischen Munde es war, in welchem ein Perlenlächeln leuchtete, näherte er sich der Frau von Maintenon und nach einer so langen Verbeugung, daß sie Jedem die Einleitung zu einer Rede schien und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, sagte er:

„Madame, wem unsre Dankbarkeit bezeigen? Ihnen, der unumschränkten Gebieterin von Allem und Aller? oder diesen Damen, unseren edlen Wirthinnen? Es muß wohl allen Beiden sein. Ich lese in den Augen aller meiner Kameraden ihr Verlangen, das sie nicht zu erklären wagen. Sie sind weit ernster, weit zurückhaltender als ich, aber ich habe mehr Offenherzigkeit und Kühnheit. Nun aber rührt das von dem Erfolge meiner ersten Waffenthat her, die ich heute abgelegt habe, und für welche Sie mir eine so glorreiche Belohnung bewilligen. So eben hat uns bei Ihrer Ankunft das Beispiel des Herrn von Lavernie ermuthigt, Ihnen die Hand zu küssen. Aber jetzt ermuthigt mich das reizende Fest, das diese Damen so gütig waren uns anzubieten, ihr Wohlwollen und ihre Huld, Sie zu bitten, uns noch eine Gunst zu bewilligen. Der Adel von Frankreich ist im Felde übermäßig in seinen Forderungen; erlauben Sie uns, mit einem ehrerbietigen Kusse diese Damen begrüßen zu dürfen, die uns Alle an eine Schwester oder an eine Freundin erinnern; ihre Freunde und ihre Brüder werden es hoffentlich unsern Schwestern erwiedern.“

Es entstand eine große Bewegung nach diesen Worten, die Offiziere begannen zu lachen und in die Hände zu klatschen; alle Stirnen errötheten unter den Schleiern, aber die Augen funkelten. Was Frau von Maintenon anbetrifft,

die geduldig zugehört hatte, so war Niemand, nicht einmal der Redner sicher, ob sie die Bitte gut aufnähme.

Aber ist der Reiz der Jugend und der Schönheit nicht unwiderstehlich? Die einen Augenblick lang regungslose Marquise blickte den Bittsteller an, der in halb gebeugter Stellung seine zugleich von Schalkheit und von Rechtschaffenheit funkelnden Augen in der Erwartung auf sie heftete, daß sie sich ausspräche.

Sie schüttelte sanft den Kopf und sagte mit einem Winke ihrer schönen Hand:

„Wenden Sie sich an die Frau Superiorin, denn, wie ich Ihnen gesagt, habe ich hier keine anderen Rechte als die der Gastfreundschaft, die man mir gewährt; die Frau Aebtissin weiß, daß sie durch den reinsten und den tapfersten, auf eine artige Weise vertretenen Adel Frankreichs gebeten wird, erweichen Sie sie, Alles, was ich thun kann, ist, mich Ihnen anzuschließen und sie zu Ihren Gunsten zu bitten."

Der Cornet beugte das Knie, um der Marquise für diese gütigen Worte zu danken; hierauf befand er sich mit einem Sprunge der Superiorin gegenüber, die, wir müssen es gestehen, ein wenig bestürzt über dieses französische Feuer war.

„Sie haben gehört, Madame," sagte er, indem er alles Verführerische seines Lächelns entfaltete.

„Ich würde glauben, meine Damen zu beleidigen," antwortete die Aebtissin, „ich würde sogar gegen die Höflichkeit fehlen, wenn ich das verweigerte, was man mit so vieler Artigkeit von mir verlangt. Die Ehre, welche diese Sieger uns erzeigen, wird die anderen Gemeinden eifersüchtig machen."

Nach diesen Worten näherte der Cornet sich ihr mit einem unnachahmbaren Anstande und sagte:

„Erlauben Sie, daß ich alle Ehren meines Besuches mir nehme.“

Und er drückte auf die Wange der Superiorin einen zierlichen und bescheidenen Kuß, um den ihn ein Cyrus und eine Asträa beneidet hätte.

Die Offiziere begrüßten gleichfalls jeder die Nonne oder die Kostgängerin, die sie vor sich hatten.

Gerhard befand sich Antoinetten gegenüber; alles Blut strömte nach seinem Herzen zurück; sie blickte ihn mit Augen an, welche einer Statue Leben verliehen hätten. Er that einen halben Schritt, und blieb an den Fußboden gefesselt.

„Nun!“ sagte ihm der Schalk in's Ohr, „ich opfere mich auf und Sie weichen zurück! ...“

Gerhard und Antoinette näherten sich, ihre Hände vereinigten sich, die glühenden Lippen berührten die entflammte Wange. Antoinette stürzte sich in den Wirbel der Nonnen, und sank bewußtlos auf eine Bank hinter einer Säule; Gerhard blieb trunken und bestürzt, ohne etwas zu hören oder zu sehen.

Ein großer Lärm erweckte ihn wieder. Es war Zeit.

„Der König!“ sagten die Capitaine der Garden an dem Eingange des Refectoriums.

Jeder stellte sich wie auf der Parade auf, die Nonnen wie die Offiziere.

Der König erschien gestiefelt und gespornt, den Hut auf dem Kopfe, das spanische Rohr in der Hand auf der Schwelle

der Thür, zu seiner Rechten befand sich Philipp von Orleans, sein Bruder, hinter ihm der Herzog von Chartres und der Herzog von Maine. Hinter den Prinzen der ganze Hof.

Der König war ein Freund des Glanzes und der Schauspiele; er blieb entzückt stehen, so viele Lichter, Blumen und junge Gesichter glänzen zu sehen. Frau von Maintenon durchschritt allein den langen leeren Gang, den die doppelte Reihe der Offiziere und der Augustinerinnen bildete, um ihm entgegen zu gehen.

Sobald er sie erblickte, nahm der König seinen Hut ab und that ihr einen Schritt entgegen; der Gruß den er an sie richtete, die Verbeugung, die sie ihm erwiederte, hätten gar vielen Tanzmeistern Höflichkeit lehren können.

„Madame!" rief der König aus, „Sie verrichten also Wunder?"

„Ich habe mich zu der Höhe dieser Herren erheben wollen," erwiederte die Marquise, indem sie die rothen Offiziere bezeichnete.

Der König machte nun die Runde um das Refectorium, während Monsieur höflich die Superiorin und die Marquise unterhielt. Der Herzog von Chartres, ein junges und schönes Gesicht, das lebendige Portrait Heinrich's IV. mit zwanzig Jahren, streute Complimente und Liebäugeln längs dieser Reihe schöner Nonnen aus. Durch die offenen Thüren drang der Nachtwind ein, der die Flammen der Kerzen schwanken ließ, man hörte bisweilen den Donner der Kanonen und das Wiehern der Pferde der Bedeckung.

„Ich sehe Louvois nicht," sagte der König, „warum ist er nicht bei uns?"

Ein schelmisches Lächeln streifte die Lippen der Marquise, welche trotz ihrer Unterhaltung mit Monsieur die Frage des Königs im Fluge aufgefangen hatte.

„Sire," erwiederte der Herr Herzog von Chartres, „Herr von Louvois war mit Herrn von Vauban nach den Laufgräben gegangen. Seit vier Uhr hat man ihn nicht wieder gesehen. Es ist möglich, daß er seine Einladungskarte nach Sanct Guislain nicht wie alle diese Herren erhalten hat."

„Er ist von Eisen," fügte der König hinzu, der seinen Spaziergang wieder begann und ein Glas von den Liqueuren annahm, welche die Augustinerinnen ihm mit Bisquiten anboten; hierauf machte er Herrn von Rubantel huldvoll Complimente über die Waffenthat der Chevauxlégers und ging ganz nahe an Gerhard vorüber, den er lange anblickte.

Die Marquise hatte von Monsieur Abschied genommen, und war frei; sie gab dem Herzoge von Maine einen Wink, sich ihr zu nähern, um dem König den neuen Lieutenant vorzustellen. Das war eine vortreffliche Gelegenheit.

Aber plötzlich hörte man außerhalb ein Getöse von Waffen und Pferden, alsbald erschien Herr von Louvois oben auf der Treppe mit finsterem Auge und nach seiner Gewohnheit mit geräuschvollem Athem.

„Der König," sagte er, „wo ist der König?"

Ludwig wandte sich bei dem Klange dieser Stimme um. Der scharfe Blick des Ministers hatte ihn im Begriffe gesehen, Gerhard anzureden, er hatte die Geberde der Marquise

bemerkt, die ihren Günstling vorstellen wollte, er errieth die günstigen Vorbereitungen des Herzogs von Maine. Nichts entging ihm, nicht einmal die Blässe und das Entsetzen Antoinettens, an welcher er vorüberging, um bis zu dem König zu gelangen, nicht einmal die Verlegenheit der Superiorin, der er einen vernichtenden Blick zuschleuderte. Die Marquise hatte alle seine Pläne, alle seine Geheimnisse entdeckt.

„Was giebt es, Louvois?“ fragte Ludwig XIV. „Sie haben große Eile?“

„Während man sich hier belustigt, Sire, hat die Besatzung von Mons einen Ausfall gemacht und hundert Klafter Laufgräben zugeworfen. — Wie ich sehe, haben diese Herren gut zu Mittag gegessen,“ fügte er in einem mürrischen Tone hinzu, „aber man nimmt die Städte nicht mit der Gabel. Vorwärts meine Herren, zu Pferde!“

„Er hat Recht,“ sagte der König mit einer Kaltblütigkeit voller Tact und Höflichkeit, „zu Pferde, meine Herren! Diese Damen werden uns gefälligst entschuldigen . . .“

Louvois brummte einige Worte, die man nicht verstand; das Abschiednehmen geschah überall in einem Nu. Kaum hatte Gerhard Zeit, sich nach Antoinetten umzuwenden, und die Offiziere eilten davon. Der König und die Prinzen stiegen zu Pferde.

Louvois entfernte sich zuletzt, ganz versichert, daß Niemand mehr zurückbliebe und unsere Feder mag nicht versuchen, allen Haß, alle Wuth, alle Drohungen zu zergliedern, die er gegen Frau von Maintenon in das einzige Wort zu legen wußte:

„Adieu, Madame.“

Ebensowenig aber vermöchte sie den Triumph und die Geringschätzung zu schildern, womit sie antwortete:

„Adieu, mein Herr.“

XXXV.

Die Parteigänger.

Die Edelleute kehrten mit einer Schnelligkeit in das Lager zurück, welche dem Feinde viel zu bedenken gegeben hätte.

Seinen Träumen des Glückes hingegeben, ließ Gerhard sein Pferd neben dem Rubantel's auf der Straße dahinfliegen. Der Cornet, welcher glaubte, daß man sich nochmals schlagen würde, summte zwischen seinen Zähnen ein kriegerisches Lied. Jaspin, genöthigt Blanchet zu schonen, dessen Gang nicht mehr den Umständen angemessen war, kehrte im kurzen Trabe mit dem Bedienten und zwei Mann der Bedeckung zurück.

Er flüchtete sich außerdem hinter die Leibwache des Königs, der gleichfalls zurückkehrte, aber mit der weisen Langsamkeit, welche der königlichen Majestät geziemt.

Louvois, der mit seinen Adjutanten galoppirte, kam an der Nachhut vorüber und begegnete, indem er wie ein Löwe irgend etwas zu zerreißen suchte, zu seinem Unglücke Herrn

von Rubantel, der durch seinen Bedienten einen Gurt wieder befestigen ließ, dessen Schnalle gesprungen war.

Es war dunkel, in der Nacht gleicht jeder General sehr einem einfachen Offiziere. Als er diesen haltenden Reiter erblickte, der sich mit anderen unterhielt, konnte Louvois sich nicht enthalten, im Vorüberkommen auszurufen:

„Heda! . . . Nachzügler! auf den Weg!“

Rubantel ließ nicht mit sich spaßen. Der seinem Sattel zugestoßene Unfall hatte ihn in üble Laune versetzt; er erkannte Louvois nicht oder that als ob er ihn nicht erkenne, und antwortete auf den Verweis mit barscher Stimme:

„Das ist ein spaßhafter Schelm!“

Louvois hörte ihn. Dies Wort war hart und das Ohr des Ministers empfindlich. Er hielt sein Pferd kurz an, seine Adjutanten die ihrigen ebenfalls.

„Wer ist der Unverschämte, der eben gesprochen,“ fragte er, indem er sein Pferd nach der Seite Rybantel's zurückführte.

„Ich bin es, Rubantel, und es giebt hier keinen anderen Unverschämten, als Sie.“

Er hatte noch nicht aufgehört zu sprechen, als er zwei Schritte weit von sich das drohende Gesicht Louvois' sah, der es für hinreichend hielt, sich zu zeigen, ohne zu sprechen.

„Ah! es ist Herr von Louvois,“ fuhr Rubantel ohne viel Gemüthsbewegung fort.

„Ich setze voraus, daß Sie mich nicht erkannt hatten, mein Herr,“ sagte Louvois mit knirschenden Zähnen, „denn Sie haben gesagt . . . Schelm . . .“

„Ebensowenig, als Sie mich selbst erkannt haben, Herr

Marquis ... denn Sie haben zu mir gesagt: Nachzügler und Unverschämter!"

„Nun, nun, es ist gut," unterbrach ihn der Minister in dem Tone eines Bullenbeißers, „nehmen wir an, daß wir nichts gesagt haben."

„Es wäre besser gewesen ..." brummte Rubantel, indem er wieder zu Pferde stieg.

„Was beliebt?" fragte Louvois.

„Nehmen wir an, daß wir nichts gesagt haben," erwiederte der eigensinnige Kopf.

Und sie brachen neben einander auf. Aber diese Furcht, die sie sich einander eingeflößt hatten, sollte nicht lange dauern.

„Ist es möglich," sagte Louvois, indem er dabei galoppirte, „daß vernünftige Leute, Offiziere, sich mit Confect und Kuchen belustigen können!"

Rubantel stieß ein Brummen von böser Vorbedeutung aus, aber er beherrschte sich.

„Und zwar, während man ihnen ihre Soldaten tödtet," fuhr Louvois durch dieses Schweigen ermuthigt, oder durch die Bitterkeit seiner Galle fortgerissen, fort. Und er ritt immer schneller.

„Ah so, mein Herr!" rief Rubantel aus, indem er ihm nachsprengte, „für wen sagen Sie denn das, ich bitte Sie."

„Für die, welche das gethan haben, was ich sagte," erwiederte der Murrkopf.

„Wohlan! ich habe es gethan! ich!" sagte Rubantel.

„Nun! dann sage ich es für Sie," erwiederte Louvois.

„Mein Herr, ich gehe überall hin, wohin der König

mir zu gehen befiehlt, und ich halte mich für sehr geehrt, dahin zu gehen, verstehen Sie?"

„Zu dem Confect?" sagte Louvois.

„Mein Herr, diese Beleidigung geht den König an," fuhr Rubantel fort, „und wenn Sie sich für mächtig genug halten, um Seine Majestät zu beleidigen, so wenden Sie sich an sie. Was mich anbetrifft, so erkläre ich Ihnen, daß ich, so schwach ich auch sein möge, Ihre Beleidigungen nicht dulden will. Wir befinden uns hier nicht im Dienst, und ich glaube mich klar über Ihr Benehmen zu erklären."

Louvois drückte eine Hand auf seine Stirn und nahm seinen Hut ab, um seinen durch den Zorn verwirrten Kopf zu kühlen. Aber da es keine Möglichkeit war zu antworten, ohne Lärm zu machen, und man den König ankommen hörte, so sagte er:

„Noch einmal, es ist gut!" und er verließ Rubantel, der seine Stimme so laut erhob, daß der König im Vorüberkommen nach der Ursache des Streites fragen konnte.

Aber Gerhard bat ihn, es nicht zu thun und seinen Weg fortzusetzen, um so mehr, als man auf der Rechten von Mons ein heftiges Gewehrfeuer hörte.

Louvois spornte sein Pferd wie Jemand an, der sich nicht schont.

Man erblickte nun Herrn von Vauban auf einer kleinen Anhöhe. Er war hinter einen Schanzkorb gebückt, indem er einen Zeichner und einen Sappeur neben sich hatte, der sein Fernrohr hielt. Er betrachtete mit der größten Aufmerksamkeit dieses Vorpostengefecht, von dem er nichts zu begreifen schien.

Louvois hielt neben ihm an, dann der König, der trotz der an ihn gerichteten Bitten, sich nicht der Gefahr auszusetzen, zu Fuß bis zu Vauban hinauf gehen wollte.

„Was geht denn vor, Vauban," sagte er, „warum dieses Feuer da, wo es keine Feinde giebt?"

„Das ist es gerade, Sire, was ich mich frage," erwiederte der große Mann, nachdem er den König begrüßt hatte, ohne zu bemerken, daß er den Schanzkorb mit dem ganzen Kopfe überragte.

„Bei Gott!" sagte Louvois, „es ist ein zweiter Ausfall."

„Nein," erwiederte Vauban, „es ist kein Ausfall, denn man würde einen solchen nicht soweit auf das Feld gemacht haben. Nehmen Sie sich in Acht, Sire, die Fackeln welche man dort neben Ihren Pferden hält, ziehen die Aufmerksamkeit der Stadt auf sich, und man wird schießen. Bücken Sie sich! ..."

Und indem er den König rasch bei dem Arme ergriff, ließ der große Mann ihn den Kopf bücken. Es war Zeit: man hörte einen Hauch oder vielmehr ein schneidendes Zischen; der König legte seine Hand vor sein Ohr, Louvois ebenso, und die anderen Offiziere wie sie. Eine Kanonenkugel war mitten unter die königlichen Equipagen gefallen und hatte ein armes Thier fortgerissen, das einen kläglichen Schrei ausstieß.

Mehrere Offiziere eilten, sich nach dem Unfalle zu erkundigen.

„Eure Majestät hat das Brausen vor den Ohren," sagte Vauban, „das ist sehr unangenehm, — da sieht man, was es heißt, sich in dem Winde der Kanonenkugeln zu befinden. Ich hoffe, daß man alle diese Lichter auslö-

schen wird, wenn man nicht will, daß wir Alle dabei umkommen.

„Das wäre in diesem Augenblicke überflüssig," sagte der König heiter, „es ist mir genug, ein Pferd verloren zu haben."

„Es ist keines Ihrer Pferde," sagte Louvois, „ich habe etwas wie die Ohren eines Maulthieres gesehen."

„Wem gehört das Maulthier?" fragte der König.

„Herrn von Lavernie, dessen Beichtvater die Kanonenkugel beinahe zu gleicher Zeit getödtet hätte," erwiederte Herr von Rubantel. Der würdige Mann war kaum abgestiegen."

„Lavernie," sagte der König, „ist das nicht ein Chevauxléger?"

„Ein Günstling der Frau von Maintenon," rief Louvois bitter aus, „einer der Helden des Festes von Sanct Guislain."

„Und Sie sagen, Vauban," unterbrach ihn der König rasch, „daß Sie nicht glauben, daß all dieses Feuer von einem Ausfall herrührt?"

„Nein, Sire."

„Ich habe Leute abgesandt, um Erkundigungen einzuziehen," sagte Louvois.

„O! ohne nöthig zu haben, Jemand auf Recognoscirung auszusenden, will ich Ihnen sagen, was es ist," fügte Herr von Vauban hinzu. Den ganzen Tag über habe ich kleine Abtheilungen von vier, fünf und zuweilen zehn Mann in dem Zischenraum unserer Linie an der äußersten Gränze herumstreifen sehen. Sie erinnern sich, daß ich es Ihnen angedeutet habe, mein Herr?"

„Landleute,“ sagte Louvois.

„Nicht doch, Parteigänger.“

„Aber, mein Herr,“ unterbrach ihn Louvois, „unsere Streifcorps ... sollten sie diese Parteigänger vorübergelassen haben?“

„Ich weiß es nicht, aber ich bürge für das, was ich gesagt habe, mein Herr,“ erwiederte Vauban. „Uebrigens sind das nicht meine Angelegenheiten. Ich habe die Artillerie und die Arbeiten zu leiten: Herrn von Luxembourg und Herrn von Boufflers gehört die Beobachtung und die Behauptung des freien Feldes.“

„Sie haben indessen eine Idee, Vauban, Sie müssen Sie sagen,“ erwiederte der König.

„Treten Sie zuvor zur Seite, Sire, ich habe Feuer auf der Bastion gesehen, man wird schießen.“

Eine Kanonensalve zog vorüber und wühlte den Boden der Umgegend auf. In demselben Augenblicke kehrte der von Louvois abgesandte Adjutant zurück. Er meldete, daß eine Abtheilung von ohngefähr vier hundert Mann sich in den Morästen in den Hinterhalt gelegt hätte, ohne daß man wüßte, woher sie gekommen wäre, noch wie sie sich gebildet hätte; daß man sie anfangs für ein Corps der französischen Armee gehalten hätte; daß Herr von Luxembourg sie nicht hätte angreifen können, da er den Morast nicht kenne; — daß das Feuer dieser Parteigänger den ganzen Weg bestreiche, auf welchem die Zufuhr von Lebensmitteln kommen müßte, daß Herr von Boufflers keine Befehle hätte und solche verlangte, — daß endlich diese unsichtbaren und unbekannten Feinde den Runden großen Schaden thäten und

bereits zwei davon seit der Eröffnung ihres Feuers vernichtet hätten.

„Vauban hatte Recht,“ sagte der König, „man muß dafür sorgen.“

Louvois erröthete und entfernte sich rasch, ohne ein Wort zu sagen. Einen Augenblick nachher hörte man den Reitern eine Bewegung commandiren, und der Hufschlag von Pferden deutete den Marsch eines Detachements an, welches in der Dunkelheit verschwand.

„Was halten Sie von diesen Parteigängern?“ fragte der König Vauban, nachdem sich Louvois entfernt hatte.

„Ich verwunderte mich,“ erwiederte Vauban, „daß die Feinde sich noch nicht damit beschäftigt hätten, Mons zu Hülfe zu kommen, und ich sehe, daß sie daran denken. Diese Parteigänger sind die Vortruppen einer Armee, die sich irgendwo bildet. Der Herr Prinz von Oranien wird sich rühren, seien Sie überzeugt davon, Sire. Aber, wie ich die Ehre hatte, Eurer Majestät zu sagen, geht das die Commandanten der Linien an, welche die Blokade bilden.“

Louvois kam gerade zur rechten Zeit, um diese letzten Worte zu hören.

„Möge der Herr Prinz von Oranien sich rühren,“ sagte er, „wir haben hinreichend Blei für ihn und genug Kanonenkugeln für Mons. Beunruhigen Sie sich darüber nicht, Sire; der Herr Prinz von Oranien wird sich nicht rühren; aber wolle Eure Majestät gefälligst Herrn von Vauban bitten, sich soviel als möglich zu rühren: die Arbeiten rücken nicht vor.“

Vauban erhob den Kopf, den er in einer sichtbaren Zer-

streuung seit einem Augenblicke wie Archimedes gesenkt hielt.

„Wie," sagte er, „die Arbeiten rücken nicht vor?"

„Nein," rief Louvois aus. „Ich beschuldige Niemand, aber am Ende beschreibt der Laufgraben einen solchen Bogen, daß wir seit zwei Tagen nicht vorwärts kommen, obgleich wir viel Geld ausgeben."

„Was hätten Sie gewünscht?" fragte Vauban ruhig.

„Den Grundsatz in's Werk zu setzen: der kürzeste Weg von einem Punkte zu einem anderen ist die gerade Linie. Eure Majestät sieht ein, daß, wenn der Laufgraben nur eine halbe Meile lang wäre, er uns schneller an die feindlichen Werke führen würde, als ein Laufgraben von wenigstens einer Meile, wie der unsrige."

„Ja, mein Herr," sagte Vauban, „aber ich würde bereits zweihundert Mann haben tödten lassen!"

„Das ist möglich, mein Herr," erwiederte Louvois, „aber Sie hätten Mons zwei Tage früher genommen, und Europa zählt uns die Stunden! —"

„Ich werde thun, was Seine Majestät mir befehlen wird," sagte der Ingenieur mit höflicher Kaltblütigkeit, „das Leben der Menschen seines Reichs gehört ihm. Der König hat die Verantwortlichkeit; ich, der ich ein Soldat und ein Christ bin, ich bemühe mich verschwenderisch mit dem Aufgraben zu sein und die Kanonenschüsse zu sparen. Ich dachte Mons zu nehmen, indem ich viel Erde umgrabe und das Leben Vieler erhalte. Nichts desto weniger, wenn der König schneller gehen will, so werden wir von hier nach der Stadt eine gerade Linie ziehen, das kann morgen geschehen

sein; übermorgen werden wir die Werke beschießen, und das wird Seiner Majestät zehn Tausend Thaler weniger und achtzehnhundert Mann mehr kosten. Das ist die Rechnung."

„Machen Sie es, wie es Ihnen gut dünkt, Vauban; Sie verstehen über gar Vieles mehr als wir," sagte der König, ohne daß er die Grimasse Louvois' zu bemerken schien, „und lassen Sie uns bald die schönen Bomben schießen, die Sie mir versprochen haben."

Der Ingenieur machte sich wieder an das Werk.

Indessen, um seinen Minister zu trösten, sagte Ludwig XIV.:

„Was haben Sie mit diesen Parteigängern angefangen, die so schießen?"

„Sire, ich lasse sie durch einen Posten beobachten, und unter dem Schutze dieses Postens werden unsere Zufuhr und unsere Runden vorüberkommen."

Vauban erhob seinen verständigen Blick nach dem Horizonte, wie um das Manöver zu sehen, von welchem der Minister gesprochen hatte; während der König und Louvois wieder hinuntergingen, sagte sich Vauban, der in der Ferne die von Louvois abgesandten Leute hatte marschiren sehen:

„Nochmals geopferte Leute, und wozu?" es war so leicht, alle diese feindlichen Scharfschützen in die Luft schießen zu lassen. Statt menschliche Scheiben dort hinzusenden, hätte ich die zurückgezogen, welche bereits dort waren. Ach! . . . aber das geht mich nicht an," fügte Vauban seufzend hinzu, „das ist die Angelegenheit der Feldoffiziere; lassen wir meine Mörser laden und meine Kanonenkugeln glühend machen."

Der König, der eine Schwäche für Louvois hatte, und

der sich immer fürchtete, ihm geradezu in das Gesicht zu widersprechen, wollte in Bezug auf diesen so ausgestellten Posten nichts bestreiten. Er ging die Anhöhe mit Louvois wieder hinab, der Abschied nahm, indem er sagte:

„Sire, ich möchte Eure Majestät jetzt um die Erlaubniß bitten, in meinem Quartiere zu frühstücken.“

„Frühstücken; um neun Uhr Abends!“

„Ich bin nüchtern, Sire,“ antwortete Louvois einfach.

Der König schüttelte gerührt, denn es war wahr, den Kopf, klopfte Louvois freundlich auf die Schulter und sagte zu ihm:

„Sie sind barsch, aber ein guter Diener, gehen Sie, sich auszuruhen.“

Der Minister entfernte sich voller Freude. Er liebte seinen Herren, er liebte den Ruhm, er liebte die Arbeit, nun aber hatte sein Herr ihm geschmeichelt, Mons mußte genommen werden, und was die Arbeit anbetrifft, so gab es deren für zehn Kriegsminister. Außerdem hatte er sich eine Genugthuung für Sanct Guislain verschafft.

„Zuverlässig habe ich noch anderen Kummer,“ sagte er sich, „aber wir werden späterhin dafür sorgen.“

Indem er nach seinem Quartiere ging, warf er einen letzten Blick auf die entflammte Linie des Horizontes, wo die Parteigänger ihr Feuer fortsetzten. Sein Adjutant näherte sich ihm.

„Nun!“ sagte Louvois, „die Chevauxlégers, die ich abgesandt habe?“

„Sind nahe daran, an den Morästen Position zu fassen,“ gnädiger Herr.

„Haben sie bereits Leute verloren?"

„Noch nicht, gnädiger Herr."

„Ah! sie haben Glück, denn der Weg ist sehr unbedeckt."

„Sie sind gut angeführt, gnädiger Herr; Herr von Lavernie ist ein vortrefflicher Offizier."

„Ein sehr guter," sagte Louvois, mit einem widrigen Lächeln; „welche Maßregeln trifft er denn?"

„Da der Weg, der nach der Anhöhe führt, die Sie ihm zu besetzen befohlen haben, durch das beständige Fahren ausgehöhlt ist, und die Geleise darin bis zu vier Fuß tief sind, so hat der Lieutenant die Pferde in die Geleise gestellt und die Leute hinter die Pferde, so daß die Kugeln noch keinen Einzigen getroffen haben."

„Vortrefflich!" sagte Louvois, indem er seine Finger krampfhaft zusammendrückte.

„Unglücklicherweise," fuhr der Adjutant fort, „werden sie die Anhöhe besetzen müssen, und dann . . ."

„Dann giebt es keine Geleise mehr," erwiederte Louvois mit demselben flüchtigen und entsetzlichen Lächeln.

„Es ist ein gefährlicher Posten, gnädiger Herr," wagte der Adjutant zu sagen.

„Sie glauben?" sagte Louvois, wie als ob er an etwas Anderes gedacht hätte. „Sehen Sie nach, ob meine Couriere angekommen sind, mein Herr."

Und er sandte auf diese Weise den Adjutanten fort, der das Zelt des Ministers verließ, während dieser ungeduldig jenen Punkt des Horizontes erforschte.

Plötzlich erleuchteten die ersten Bomben Vauban's den dunkeln Himmel und man erblickte bei dem Scheine der

Flamme die Abtheilung der Chevauxlégers, welche die dem Feuer der in den Morästen im Hinterhalt liegenden Parteigänger ausgesetzte kleine Anhöhe erstiegen.

„Endlich sind sie angekommen!“ dachte Louvois.

Und indem er nach seinem Zelte ging, in welchem ihn mehrere Offiziere demüthig zum Nachtessen erwarteten, sagte er leise:

„Ah! Frau von Maintenon, Frau anonyme Königin, Sie wollen meine Familienangelegenheiten erforschen! — Ah! Sie beschützen meinen Todfeind! — Ah! Sie machen ihn zum Lieutenant der Chevauxlégers und senden ihn in den Krieg! . . . Nun schön! wenn man Lieutenant ist und wenn man in den Krieg zieht, Madame, so giebt es keinen Schutz vor den Flinten- und Kanonenkugeln. Daran haben Sie ohne Zweifel nicht gedacht, als Sie noch vorhin diesen Junker so nahe zu Fräulein von Savières beriefen. O! ihre Verheirathung, Frau Königin, wird eben so wenig vor sich gehen, als die Ihrige nicht erklärt werden wird.“

Nach diesen mit Wuth ausgesprochenen Worten trat Louvois in sein Zelt, machte allen seinen Gästen eine freundliche Miene, und schien ein außerordentliches Vergnügen daran zu finden, das Gewehrfeuer zu hören, das in der Richtung des Hügels knatterte.

Was Vauban anbetrifft, so beaufsichtigte er die Vorbereitungen zu einem Bombardement, auf welches man große Hoffnungen gründete, und dessen Wirkung den Feinden ebenso verderblich, als dem Auge der Hofleute Ludwig's XIV. angenehm sein sollte.

Es schlug zehn Uhr in dem Quartier des Königs, als

man Seiner Majestät meldete, daß die Frau Marquise in der Kutsche ankäme.

„Die Marquise! so spät!“ rief der König aus, welcher der Frau von Maintenon entgegeneilte und ihr für die liebenswürdige Ueberraschung dankte, die sie ihm bereitet hatte.

„Ich habe von wundervollen Feuerwerkerkünsten und einem neuen Bombardement sprechen hören,“ sagte sie, „womit heute Abend Eurer Majestät Herr von Vauban ein Schauspiel gewähren wird. Und dann war ich besorgt über diese Ausfälle, von denen Herr von Louvois gesprochen hatte. Aus Interesse und Neugierde eile ich herbei. Hier bin ich.“

Die Wahrheit ist, daß die Marquise durch den letzten Blick und den letzten Abschied Louvois' beunruhigt, selbst kam, um die Wirkungen seines Zorns zu beaufsichtigen. Ihr Kopf und ihr Herz waren bei den Drohungen dieses schrecklichen Feindes erwacht. Sie wurde ein wenig beruhigt, als sie erfuhr, daß er in seinem Zelte zu Nacht äße.

Sich nach Gerhard zu erkundigen, hätte sie nicht gewagt; nur suchte sie überall Jaspin.

Der König reichte der Marquise die Hand. Der ganze Hof versammelte sich und durch die Aufmerksamkeit des Marschalls nahm man Platz zum Schauspiele an einem vollkommen vor der Kanonade der Stadt geschützten Orte, von wo aus man die Wirkung des Bombardements sehen konnte.

Auf sein spanisches Rohr gestützt, blieb der König stehen, bereit den Damen Erklärungen zu geben. Die Marquise setzte sich auf Kissen, indem sie eine zahlreiche Gesellschaft an ihrer Seite hatte. Die Bomben fingen an, mit

ihrem rothen Feuer und ihrem lauten Donner den Tod auszuspeien. Bald stand der Himmel in Feuer; einige lichtvolle Punkte verbreiteten sich in einem Quartiere der Stadt, und die in demselben Maße auflodernde Flamme, als die Bomben flogen und die Feuersbrunst sich über die Dächer ergoß, verbreitete einen unermeßlichen Schein gleich einer blutigen Morgenröthe über das ganze Feld, von dem man nun selbst die unbedeutendsten Gegenstände sah.

Außer dem furchtbaren Brüllen der Bomben hörte man das schwache aber unaufhörliche Knattern des Gewehrfeuers.

Die Marquise fragte, was dieses die Nerven reizende Knattern bedeute.

„Das sind die feindlichen Parteigänger, welche ein Gefecht mit unseren Vorposten angefangen haben;" erwiederte der König; „aber Louvois hat einige Cavallerie gegen sie abgesandt, die sie zur Vernunft bringen wird."

„Ah!" äußerte sie, indem sie sich umwandte, „welches Corps hat er abgesandt?"

„Ich weiß es nicht recht," sagte der König.

„Chevauxlégers, Madame," erwiederte Einer der Anwesenden.

Die Marquise fühlte etwas wie einen Dolchstich in ihrem Herzen.

„Von wem commandirt?"

„Von Herrn von Lavernie," fuhr der Offizier fort, demselben Edelmanne, der heute Morgen die Mühle von Hion genommen hat. Das ist ein Glücklicher! zwei Unternehmungen an einem Tage!"

„Eine Falle!" dachte Frau von Maintenon, „ich ahnte es!"

XVI.

Die Falle.

Die zu dem kleinen Feste von Sanct Guislain eingeladenen Offiziere waren kaum zurückgekehrt und in ihre Quartiere vertheilt, als Louvois nach dem Ende seiner Unterhaltung mit Vauban gekommen war, ein Detachement zu verlangen.

Das Geknatter des Gewehrfeuers in der Ferne und die drohenden Worte Louvois' in der Abtei hatten an einen ernstlichen Angriff des Feindes glauben lassen; nun aber lauerte jeder in der Armee auf die Gelegenheit, sich unter den Augen des Königs auszuzeichnen. Dieses Verlangen erklärt es, daß Louvois um sich herum so viele freiwillige Offiziere versammelt gefunden hatte, als er zu den königlichen Equipagen an den Ort zurückkehrte, wo das Maulthier Lavernie's von einer Kanonenkugel getödtet worden war.

Gerhard beschäftigte sich damit, Jaspin zu beruhigen, der an allen Gliedern zitterte. Der Gedanke, daß er eine halbe Minute vorher auf dem Maulthiere saß, die entsetzliche Gefahr, der er ausgesetzt gewesen, erstarrte das Blut des guten Jaspin, um den herum sich einige gute Seelen mit Glückwünschen beeiferten.

Rubantal war, wie man gesehen hat, mit Herrn von

Vauban bei dem Könige. Louvois suchte in dem Kreise der Offiziere, welche sich um die Wette vordrängten, um gewählt zu werden.

„Ich habe ein Detachement nöthig," sagte er, „halb Cavallerie, halb Infanterie. Wo ist Herr von Lavernie? ich sehe ihn nicht."

Gerhard war zehn Schritte weit. Er hörte seinen von mehreren Stimmen ausgesprochenen Namen und wandte sich um.

Der Cornet hatte ihn bei dem Arme geholt und führte ihn vor Louvois, der zu ihm sagte:

„Nehmen Sie zwölf Reiter, mein Herr, und zwanzig Mann von dem Regimente Champagne und gehen Sie dahin, wohin ich Ihnen sagen werde."

Ohne ein Wort zu sagen, gab Gerhard seinen Bedienten einen Wink, seine Pferde zu satteln.

„O! nehmen Sie mich mit," rief der Cornet.

„Mein Freund," sagte Gerhard, „der Cornet marschirt nicht mit so wenig Leuten."

„Ich werde als Freiwilliger mitgehen," sagte der junge Mann.

„Schonen Sie sich, mein lieber Chevalier, Sie haben heute gar viel gethan."

„Ich bitte Sie! Graf!... ich habe keine Lust zu schlafen, ich vergöttere den Nachtdienst."

„So kommen Sie denn," antwortete Gerhard.

Er näherte sich Louvois, indem er den Cornet in seiner Freude Jaspin umarmen und seine Equipage bestellen ließ.

„Mein Herr," sagte Louvois, „es befindet sich dort in

den Morästen, zur Linken der ersten Posten des Herrn von Luxembourg, eine Abtheilung Parteigänger. Hören Sie sie schießen? .. Antworten Sie, ich bitte, Sie."

„Ja, gnädiger Herr."

„Nun gut, mein Herr, diese Leute werden die ganze Nacht über das Vorbeiziehen der Zufuhren beunruhigen. Man hat sie noch nicht recognoscirt. Sie werden sie gefälligst recognosciren, indem sie so weit als Sie es vermögen in den Morästen vorgehen."

„Ja, gnädiger Herr."

„Und es ist nöthig, daß Sie sich nicht zurückziehen. Bis daß ich Sie ablösen lasse, werden Sie die kleine Anhöhe, welche den Morast und den Rundweg überragt, besetzen, in der Art, daß sie zwischen beide gestellt ist, damit das Feuer der Parteigänger auf dem Wege unserer Zufuhren aufhöre."

„Oder damit es auf mich allein falle," sagte Gerhard kaltblütig.

„Sie werden Ihre Vorsichtsmaßregeln treffen," erwiederte Louvois, durch diese mit so vollkommener Ruhe gemachte Bemerkung außer Fassung gebracht.

Gerhard verneigte sich.

„Ist das Alles, gnädiger Herr?" fragte er.

„Ja, mein Herr; merken Sie nochmals genau: Sie werden nach dieser Anhöhe marschiren, Sie werden sich dort aufstellen, Sie warten, bis ich Sie ablösen lasse."

„Sehr wohl, gnädiger Herr!"

„Und Sie werden uns auf diese Weise einen großen Dienst

erzeigen," endigte Louvois, um von einigen Neugierigen gehört zu werden, welche anfingen sie zu umringen.

Gerhard erwiederte nichts. Louvois grüßte ihn und sagte leise seinem Adjutanten einige Worte, worauf er in sein Zelt zurückkehrte.

Gerhard versammelte seine Leute und erkannte aus der Ferne bei dem Scheine der ersten von Vauban angezündeten Feuer die Stellung.

„Nun," rief der Abbé aus, „Sie haben also nochmals Dienst... man will Sie also vor Ermüdung umkommen lassen."

„Ei nicht doch," sagte Gerhard laut, „man erzeigt mir viel Ehre, indem man so auf mich rechnet."

„Wo gehen wir hin?" fragte der Cornet, der bereits zu Pferde war.

„Ja, wo gehen Sie hin?" fragte Jaspin besorgt.

„Mein Freund, es ist ein militairischer Spaziergang, eine Beobachtungsrunde."

„Man wird sich ein wenig schlagen, Graf?"

„Nein, Chevalier, deßhalb fordere ich Sie sehr auf, zu schlafen, statt sich mit uns schmutzig zu machen."

„Bah! ich bin zu Pferde, ich bleibe darauf."

„Sie haben Unrecht, Chevalier, ich bitte Sie, bleiben Sie hier."

„Aber... warum?" fragte der Cornet über diese Beharrlichkeit erstaunt, über welche sich Jaspin sehr beunruhigte.

„Weil," antwortete Gerhard, indem er eine unbefangene Miene annahm, „es bei diesem Unternehmen keinen

Ruhm giebt; Ermüdung und Feuchtigkeit, das ist Alles. Darum hat Herr von Louvois mich gewählt," fügte er hinzu, um Jaspin gänzlich irre zu leiten.

„Zuverlässig," sagte dieser, indem er in die Falle ging.

„Graf," erwiederte der eigensinnige junge Mann, „lassen Sie uns immerhin gehen, und wenn es sich nur darum handelt, sich zu langweilen, so werden Sie mich so guter Laune finden, daß Sie sich weniger langweilen werden. Gehen wir!"

Gerhard senkte den Kopf; ein längeres Beharren hätte den Zustand seiner Seele entschleiert. Das Detachement war bereit, die Infanterie aufgestellt. Gerhard zeigte sich ihnen. Diese wackeren Leute, welche wußten, daß sie von dem Offizier commandirt werden würden, der die Mühle von Hion genommen hatte, waren voller Freude, obgleich man sie für diesen Frohndienst geweckt hatte.

Ohne etwas zu sagen, nahm Jaspin gleichfalls ein Pferd, und als das Detachement sich in Bewegung setzte und Gerhard seinen Beichtvater mit den Augen suchte, um ihn zu umarmen und ihm einige Anempfehlungen zu machen, fand er ihn wie einen Gensdarmen auf einem großen Pferde zur Seite des Cornets.

„Ah so!" sagte Herr von Lavernie verdrießlich, „haben Sie geschworen, mich so zu ärgern, Jaspin? Ein Priester auf einem Zuge mit mir!... ich würde das Ansehen eines Mannes haben, der an seine letzte Stunde denkt. Sie werden mich lächerlich machen, mein Freund. Warum nehmen wir nicht auch meinen Hund mit!..."

„Aber da es ein Spaziergang ist," sagte Jaspin.

„Spaziergang, Spaziergang, weiß man etwa, was Einem begegnen wird, wenn man des Nachts außerhalb der Linien marschirt!... Also, Jaspin, verlassen Sie uns.“

Der Abbé richtete den Kopf auf, weil er endlich den Gedanken Gerhard's bei diesem ungewöhnlichen Anfalle übler Laune verstand.

„Es sei,“ sagte er, „gehen Sie ohne mich, da meine Gesellschaft Ihnen mißfällt. Aber ich will gleichfalls spazieren gehen, das Wetter ist schön; bin ich nicht frei? Gehen Sie voraus, ich werde hinterdrein kommen.“

Gerhard zuckte die Achseln und sagte kein Wort mehr. Er erreichte seine Leute wieder. Jaspin ritt schweigend hinter den Soldaten des Regiments Champagne.

Der Adjutant Louvois' führte nach den Befehlen seines Herrn die kleine Abtheilung bis an den Ausgang der Linien. Man befand sich keine zweihundert Klafter weit von dem Moraste, als man plötzlich den Schutz eines steilen Hohlweges verlor, der bis dahin das Detachement deckte.

Gerhard stellte sich an die Spitze seiner Truppe und beobachtete die Stellung. Er bemerkte, daß man an dem Ausgange dieses Engpasses einen unbedeckten, steilen Abhang zu ersteigen haben würde, auf welchem seine Soldaten während wenigstens hundert Klafter nicht ein Gesträuch finden würden, um sich zu schützen.

Der Adjutant hatte den Befehl, ihn an diesem Orte zu verlassen, um zu Louvois zurückzukehren. Er deutete den Weg an, um zu sehen, wie Gerhard sich herausziehen würde, dann sprengte er davon.

Kaum war die Truppe aus dem Hohlwege hervorgekommen, als man die Kugeln pfeifen hörte.

„Ei, aber! Graf," rief der Cornet aus, „Sie behielten mir also eine Ueberraschung vor?"

„Ah so, schießt man etwa?" sagte Jaspin, dessen Pferd laut geschnauft hatte, als es die Kugeln seine Ohren streifen fühlte.

„Ja, man schießt," erwiederte Gerhard, „und hier ist Ihr Platz nicht mehr, mein lieber Freund. Warten Sie, damit ich Ihnen einige Worte sage. Treten Sie zur Seite und stellen Sie sich hinter Ihr Pferd."

Gerhard fing damit an, seinen Reitern zu befehlen abzusteigen. Er stellte die Leute des Regiments Champagne in die so tiefen Geleise, daß sie fast gänzlich darin verschwanden. Hierauf stellte er hinter die Infanteristen die Pferde, und durch die Pferde geschützt, die zwölf Reiter.

Indem er nun Jaspin umarmte, sagte er zu ihm:

„Mein Freund, ich glaube, daß Herr von Louvois mir einen schlimmen Auftrag gegeben hat. — Schreien Sie nicht! geberden Sie sich nicht! seien Sie tapferer Mann. — Gehen Sie ruhig nach dem Hauptquartier, suchen Sie Herrn von Rubantel ohne ihm etwas Anderes zu sagen, verstehen Sie wohl, als folgende Worte: Herr von Savernie glaubt, daß Herr von Louvois ihm einen schlimmen Auftrag ertheilt hat."

„Ja," sagte Jaspin, an allen Gliedern zitternd, denn er hatte sechs Fuß weit von sich zwei Kugeln pfeifen hören, — „ich werde Herrn von Rubantal sagen, ich werde..."

„Schwören Sie mir, daß Sie mit keinem anderen Offi-

zier als mit Herrn von Rubantel sprechen, und daß Sie nicht ein Wort den meinigen hinzufügen werden; wiederholen Sie mir dieselben, damit ich sehe, daß Sie sie genau wissen."

Jaspin, der liebe Mann, wiederholte in Thränen zerfließend die Worte Gerhard's.

„Jetzt ist es abgemacht; umarmen Sie mich nochmals, lieber Abbé, denken Sie an Belair, wenn mir ein Unglück zustoßen sollte, und besonders an Fräulein von Savières. Gehen Sie! Gehen Sie!"

Er schob den Abbé bei den Schultern bis in den Hohlweg, setzte ihn in der Richtung des Lagers zu Pferde, und kehrte zu seinen Leuten zurück.

Als die Soldaten und die Reiter sahen, wie viel Vorsichtsmaßregeln er getroffen hatte, sagten sie einstimmig zu ihm, sie weniger zu schonen und voran zu gehen.

„Meine Freunde," erwiederte Gerhard, „vergeudet Euer Leben nicht unnütz, und da ihr Kugeln wünscht, so werden wir Zeit genug haben, sie zu erhalten. Marschirt immer so, wie ich gesagt habe, und erreicht den Schutz dieses alten Gemäuers oben auf der Anhöhe."

Es befand sich auf dem Gipfel des Hügels, auf dem flachen Boden, die Ruine einer Meierei, von der noch eine Mauer stand, indem sie eine bequeme Ecke bildete, um acht bis zehn Mann darin zu decken.

Als die in dem Moraste an der Seite des Abhanges aufgestellten Feinde Pferde und Menschen hinaufgehen sahen, schossen sie nach ihren besten Kräften; aber Dank der Maßregel, welche Gerhard getroffen hatte, war ihre Schußlinie weit höher, als der Kopf seiner Soldaten.

Unglücklicherweise fing nun das Bombardement an. Ein fast unaufhörlicher Schein röthete den Weg und zeigte den Parteigängern weit deutlicher ihre Zielpunkte. Gerhard ließ indessen durch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln seine ganze Truppe auf die Anhöhe gelangen, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben.

Aber kaum dort angekommen, war das Detachement von drei Seiten den Schüssen ausgesetzt. Vier Mann fielen. Die Soldaten begannen einander anzublicken.

„Stellt Euch unter den Schutz des Gemäuers," sagte Gerhard, „während ich die Stellung recognosciren werde; opfert zuvörderst die Pferde ..." In der That, zwei Pferde wurden in demselben Augenblicke getödtet.

Der Graf hatte keine lange Beobachtung nöthig, um sich von der Unmöglichkeit zu überzeugen, diesen lächerlichen Posten zu behaupten. Es war eine mit Schluchten und Morästen umgebene Anhöhe; der Feind hätte nicht angreifen können, ohne Gefahr zu laufen, einzeln getödtet zu werden; aber aus der Tiefe seiner bruchigen Schlupfwinkel konnte er auf der verwünschten Anhöhe alle Leute des Detachements, welches Louvois so geopfert hatte, Einen nach dem Andern niederschießen.

Der Rundweg, welcher die Beobachtungsarmee mit der Belagerungsarmee vereinigte, ging längs dem Moraste hin, und erreichte den Abhang, denn wir kennen.

Als Gerhard seine Leute so vortheilhaft als möglich, entweder hinter dem alten Gemäuer, oder auf dem Boden untergebracht, versammelte er seinen Kriegsrath; das waren der ein wenig über die Reize des militärischen Spazier-

ganges erkaltete Cornet und der Offizier des Regiments Champagne, der unter Gerhard commandirte. Alle drei beriethen durch die Pferde geschützt.

„Cornet,“ sagte Gerhard mit einem traurigen Lächeln, „Sie sind der jüngste Offizier des Raths, an Ihnen ist es, zuerst zu sprechen.“

„Meiner Treu,“ erwiederte der junge Mann lachend, „meine Meinung ist, daß wir uns hier sehr schlecht befinden.“

„Sie können sich zurückziehen, mein lieber Freund,“ sagte Gerhard, „Sie sind hier nur als Freiwilliger und der Posten ist nicht haltbar.“

„Pfui doch!“ rief der junge Mann aus.

Eines der Pferde fiel. Sein Herr wollte es wieder aufheben oder seine Wunde untersuchen, er fiel auf das Pferd; zwei Schüsse hatten ihn am Kopfe und in der Seite getroffen.

„Und Sie, mein Herr,“ sagte Gerhard zu dem Offizier, „was ist Ihre Meinung?“

„Jemand nach dem Quartier des Herrn von Luxembourg zu senden, damit man uns ein starkes Detachement liefert, das den Parteigängern imponiren wird, indem es ein beständiges Feuer auf die Moräste unterhält.“

„Herr von Louvois würde es Ihnen niemals verzeihen,“ sagte Gerhard. „Er hat es verboten, daß man sich von hier rührt.“

„Aber wir werden hier Alle umkommen!“ sagte der Offizier; „das ist eine Abgeschmacktheit.“

„Das ist nicht zu ändern, es ist der Befehl. Uebrigens werden wir abgelöst werden,“ fuhr Gerhard fort, indem er an dem Horizonte suchte.

Aber man sah auf der Seite des Lagers nur das Feuer der Mörser und die ruhigen Reihen der eins um das andere erleuchteten oder wieder in die Finsterniß versenkten Zelte.

Hinter Gerhard murrten die Soldaten. Einer von ihnen sagte, indem er sich an die Chevauxlégers wandte, laut genug, um gehört zu werden.

„Sagen Sie doch Ihrem Offizier, daß wir hier wie die Hämmel im Schlachthause sind.“

„Ich weiß es wohl, meine Kinder,“ antwortete Gerhard, indem er auf sie zuschritt; „aber es ist der Befehl.“

Der Soldat, welcher gesprochen hatte, wollte antworten, er stieß nur einen Schrei aus: eine Kugel hatte ihm die Gurgel durchbohrt; er sank mit ausgebreiteten Armen zu Boden.

„Beim Henker!“ rief der Offizier aus, indem er herbeieilte, um seinen Soldaten zu unterstützen, „es ist schändlich, so die Leute umsonst tödten zu lassen.“

Er bezahlte seine Aufopferung theuer: eine Kugel traf ihn in der Seite; er rollte zu den Füßen Gerhard's und des Cornet's; dieser Letztere war bleich vor Zorn und Grausen.

Gerhard ergriff den jungen Mann bei dem Arme und sagte zu ihm:

„Ich befehle Ihnen, verstehen Sie wohl? ich befehle Ihnen, nach dem Lager zu gehen und die Stellung zu erklären, in welcher wir uns befinden.“

„O!“ antwortete der Cornet, „ich verstehe Sie, mein Lieutenant; Sie entfernen mich, um mir das Leben zu retten, aber ich werde hier bleiben: einmal mitgegangen, darf man nicht zurückweichen.“

„Sie gehorchen mir nicht!“ sagte Gerhard gerührt.

„Bei Gott! ich bin Freiwilliger,“ rief der junge Mann aus, indem er seinen Offizier umarmte.

Gerhard wandte sich um und bezeichnete einen der Chevauxlégers, um nach dem Lager zu eilen.

„Nehmen Sie mein Pferd,“ sagte er, „und beeilen Sie sich.“

Alle Soldaten drängten sich um den Boten herum, indem sie zu ihm sagten, ihre Befreiung zu beschleunigen.

Diese unglückliche Bewegung kostete zweien unter ihnen das Leben; die Anderen erreichten schnell ihr Obdach wieder.

Der Reiter bückte sich auf seinem Pferde, streckte die Hand aus, gab beide Sporen und sprengte wie ein Pfeil den gefährlichen Abhang hinab.

Als er aber den Hohlweg erreichte, durchbohrte ihm eine Kugel die Schläfe; er sank zu Boden und das fortgerissene Pferd setzte seinen rasenden Lauf in der Richtung nach dem Lager fort.

Ein Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung hatte seinen Sturz begleitet; die Soldaten widerstanden nicht länger; es blieben noch zwölf von zwanzig übrig. Vier dieser zwölf Mann verließen den Hügel trotz dem Rufen und den Bitten Gerhards, trotz dem Beispiel der Chevauxlégers, einem auserlesenen Corps, welches auf sieben herabgekommen, standhaft die Gefahr in's Auge faßte und den Tod erwartete.

Zurückgestoßen, hart angefahren von diesen Leuten, nahm Gerhard seinen Posten wieder ein, und ließ sie gehen. Aber bald hörte er Freudengeschrei, die Flüchtlinge hatten einen

Mousquetair erkannt, der mit fünf seiner Kameraden herbeieilte, um den Posten abzulösen.

Die Deserteure, wie unerhört, vergaßen ihre Furcht und kehrten zurück, um ihre Gefährten unter Jubelgeschrei zu holen. Gerhard, immer kaltblütig, ließ die Verwundeten auf die Pferde laden, die noch übrig blieben, und verließ das Feld zuletzt; der Cornet hüpfte vor Freude und rieb sich die Hände, indem er sagte·

„Verdammter Louvois! für dieses Mal sollte es noch nicht sein."

Man ging mit denselben Vorsichtsmaßregeln den Abhang hinab, an dessen Fuße die Mousquetaire warteten. Diese halfen bei der Fortschaffung der Verwundeten, und ihr Anführer erzählte Gerhard, wie der König zu rechter Zeit, man weiß nicht durch wen, benachrichtigt, die nutzlose Gefahr bemerkt, welche diese Handvoll Leute lief, und den Befehl abgesandt hätte, sie abzulösen.

Man vergaß die gräßliche Angst dieser verwünschten halben Stunde; man tröstete die, welche litten, man begann über die Gefahr zu lachen, der man entgangen war, und die vor Kurzem am meisten Entsetzten wurden die Lärmendsten in ihrer Freude.

„Beim Henker!" sagte der Cornet, „werden wir gut zu Nacht essen! Ich werde im Lager meinen Hofmeister, meinen Xeres und einen Brief von meiner guten Mutter finden. Wissen Sie, daß ich trotz der Mahlzeit von Sanct Guislain einen rasenden Hunger habe? Es scheint mir, als ob ich seit sechs Wochen nicht gegessen hätte."

„O!" antwortete Gerhard, „das kömmt daher, weil man in gewissen halben Stunden Wochen lebt, nicht wahr?"

„Meiner Treue, ich glaube, daß wir niemals sterben werden," sagte der junge Mann.

Als er diese Worte endigte, hörte man den Galopp mehrerer Pferde in dem Hohlwege, und bei der ersten Wendung dieses Weges befand sich Gerhard's Truppe Louvois gegenüber, der sie beinahe überritten hätte, mit so viel Eifer spornte er sein Pferd an.

Sobald der Cornet, der keinen Argwohn hatte — das ist das Vorrecht seines Alters, in welchem jeder Muth offenherzig, jede Offenherzigkeit edel ist — Louvois erkannte, näherte dieser siegreiche, junge Mann sich dem Minister und sagte mit triumphirender Miene zu ihm:

„Meiner Treue! gnädiger Herr, es war Zeit!"

„Zeit zu was?" antwortete der Minister, indem er den Reitern den Weg versperrte und begierig in dem kleinen Haufen Herrn von Lavernie suchte, den er nicht erblickte, denn er befand sich in der Nachhut, wo er einen seiner Verwundeten unterstützte und verband.

„Von zweiunddreißig, die wir waren, sind wir zu neunzehn zurückgekehrt," fuhr der junge Mann fort, indem er zur Seite trat, um Gerhard durchzulassen.

In diesem Augenblicke erblickte Louvois den Grafen, der ihm entgegen ging. Seine Züge entstellten sich, wie als ob er ein Gespenst gesehen hätte.

„Zurückgekehrt!" rief er aus ... „Sie sind zurückgekehrt, und warum, wenn's beliebt?"

„Weil Seine Majestät uns hat zurückkehren lassen,“ sagte Gerhard ruhig.

„Der König?“ sagte Louvois in dem beleidigensten Tone, denn er enthielt einen Zweifel, der das Blut des Cornet's kochen ließ. Er stand im Begriffe, zu antworten. Gerhard, der Herr seiner selbst war, hielt ihn zurück, und indem er die Mousquetaire zeigte, sagte er zu Louvois:

„Diese Herren haben den Befehl überbracht. Sprechen Sie, meine Herren, ist es wahr?“

„Es ist wahr,“ sagten die Mousquetaire einstimmig.

Man hätte glauben können, daß diese Bestätigung den Minister befriedigen würde. Zu jener Zeit waren die drei Sylben: der König! ein bedeutendes Wort.

Aber indem er sowohl Gerhard, als den Cornet und die Mousquetaire schief anblickte, sagte Louvois:

„Ich möchte wohl wissen, seit wann ein Offizier sich erlaubt, den Befehl zu übertreten, den man ihm giebt.“

„Aber gnädiger Herr ...“ erwiederte Gerhard.

„Schweigen Sie! ... Wer hat Sie auf den Posten der Anhöhe gestellt?“

„Sie, zuverlässig, gnädiger Herr.“

„Und warum finde ich Sie dort nicht mehr?“

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß es ein Befehl des Königs war.“

„Ein Befehl, um den Sie nachgesucht haben, mein Herr.“

„Durchaus nicht.“

„Ich sage Ihnen, daß Sie um ihn nachgesucht haben!“ erwiederte der Marquis mit donnernder Stimme.

„Und wenn das der Fall wäre," sagte Gerhard, dessen Blut anfing, ihm zu Kopfe zu steigen, „glauben Sie, mein Herr, daß man sich muthwillig tödten läßt, und daß man an seiner Seite wackere Leute preisgiebt, wenn man sie mit einem Worte und mit einem Schritte ohne Schande retten kann?"

„Und Sie glauben, daß man das Muth nennt?" sagte Louvois mit einer Geringschätzung, welche die Chevauxlégers und selbst die Soldaten des Regiments Champagne erröthen ließ, die Furcht gehabt hatten.

„Jeder versteht den Muth nach seiner Weise," erwiederte Gerhard, indem er die Fäuste ballte. „Ich setze den meinigen darein, dem Herrn zu gehorchen und Gott nicht zu versuchen."

„Gehorchen! sagen Sie! Ah! ... wenn Ihnen das gefällt und Sie keiner Gefahr aussetzt," unterbrach ihn Louvois. „Haben Sie mir gehorcht?"

„Sie sind nicht mein Herr, wenn der König gesprochen hat," sagte Gerhard heftig, „ich wäre trotz den Bitten meiner Leute, trotz dem Tode von dreizehn unter ihnen, auf diesem Posten geblieben. Ich wäre länger darauf geblieben, ich wäre auf ihm gestorben, wie Sie es von mir verlangt haben," fügte er hinzu, indem er Louvois mit einem Blicke vernichtete, „aber der König hat mich ablösen lassen, und ich gehe."

„Sie gehen, weil Sie Furcht haben!" rief Louvois vor Zorn bebend aus.

„O!" brüllten alle Gefährten Gerhard's und der kleine

Cornet, der auf den Minister zuschritt, wie um ihn zu zerreißen.

„Still!“ rief Gerhard seiner Truppe zu. „Herr von Louvois, Sie beleidigen mich!“

„Sagen Sie gnädiger Herr!“ heulte der Minister blind vor Wuth.

„Mein Herr, Sie beleidigen mich,“ wiederholte ihm Gerhard, „und Sie beleidigen alle diese wackeren Leute mit mir.“

Die Truppe umringte Louvois mit dermaßen drohenden Gesichtern, daß er ohne Gerhard's Abwehr irgend ein schlimme Behandlung erduldet hätte.

Die sechs Gensdarmen, welche seine Bedeckung bildeten, hielten sich regungslos in der Entfernung, beschämt über die Rolle, welche ihr Anführer spielte und voller Mitleid und Theilnahme für die, welche er mit dieser Ungerechtigkeit so hart behandelte.

„Chevauxlégers, zurück!“ rief Gerhard aus, und sogleich befand sich der Minister befreit. Seine Augen funkelten, er hatte mit dem Blicke alle seine wüthenden Feinde herausgefordert.

„Späterhin, Herr von Louvois,“ fuhr der junge Mann fort, „werden Sie von Gott für ihre Grausamkeit bestraft werden; was uns anbetrifft, die wir unsere Pflicht gethan haben, wir verachten Ihre Beschimpfungen. Der König hat uns abgelöst, wir sind frei, und wir werden uns im Lager erklären. Chevauxlégers! Grenadiere! auf den Marsch!“

„Wohlan!“ rief Louvois aus, „da ich zu feigen Memmen spreche, da man den Posten verläßt, den ich geglaubt

hatte, Franzosen, Edelleuten anzuvertrauen, so werde ich ihn selbst besetzen. Gensdarmen von Anjou! Wir werden den König nicht um Gnade bitten. Vorwärts!"

Und indem er seinem Pferde die Sporen gab, das ein schmerzliches Wiehern ausstieß, stürzte Louvois aus dem Hohlwege und sprengte im Galopp die Anhöhe hinauf, indem er aus den Kieseln einen Staub von Funken sprühen ließ.

Die Gensdarmen zuckten die Achseln und folgten ihm, indem sie mit den Chevauxlégers und den Mousquetairen einige freundschaftliche Worte wechselten.

Dreißig bis vierzig Schüsse pfiffen vor den Ohren Louvois' und rissen die goldene Borte seiner Chabracke ab. Er gelangte auf die Anhöhe, wo sein Rappe sich stolz mit gestreckten Beinen wie das Pferd einer Reiter-Statue auf einem Sockel von Granit aufstellte.

„Gehen wir, meine Herren," sagte Gerhard zu seinen Gefährten, indem er seine Nägel in sein bebendes Fleisch drückte, „gehen wir! wir müssen sterben."

Und zu Fuß, den Degen in der Scheide, ging er nun auch den Weg hinauf, eine Kugel riß seinen Hut fort; er kam bei Louvois an, seine zerstreuten Haare peitschten sein bleiches Gesicht. Der Cornet war ihm gefolgt und drückte ihm die Hand.

„Dieser Posten ist nicht unmöglich," sagte Louvois, „da ich hier bin."

„Gehen Sie! genug mit den Prahlereien," unterbrach ihn Gerhard, „die Hölle verschont einen blutgierigen Wahnsinnigen hier auf dieser Stelle, wo Sie die Leichen von drei-

zehn unbekannten Soldaten mit Füßen treten, die mehr werth waren, als Sie. Kehren Sie in das Lager zurück, mein Herr, und möge mein so heiß von Ihnen gewünschter Tod ein Verbrechen allen Ihren Verbrechen, einen Gewissensbiß allen Ihren Gewissensbissen hinzufügen."

Louvois sah mit finsterem Auge die Soldaten Gerhard's und seine Gensdarmen von Neuem in Feuer und Dampf gehüllt, die auf den Zufall hin getroffen bunt durcheinander rollten.

„Ich hebe Ihre Ordre auf," sagte er, „kehren Sie in das Lager zurück. Es ist mir genug, Ihnen gezeigt zu haben, daß man das Recht hat, Befehle zu ertheilen, wenn man im Stande ist, sie auszuführen."

„Mousquetaire," sagte Gerhard, ohne ihm zu antworten, „kehren Sie zurück, dem Könige das zu sagen, was Sie gesehen haben. Der Herr wird mich vielleicht nochmals beschuldigen, Hülfe holen zu lassen; aber wenn diese Hülfe kommen wird, werden wir Gott sei Dank Alle todt sein."

Die Mousquetaire, von denen einer verwundet worden war, gehorchten als muthige Leute, welche keine alberne Anmaßung darauf setzen, nutzlose Heldenthaten zu verrichten.

Als Louvois sie aufbrechen sah, hatte er Furcht vor den Folgen.

„Ha!" sagte er hochmüthig zu Gerhard, „kommen Sie? . . ."

„Nein," erwiederte der Graf, indem er seinen Degen in die Erde stieß, „ich werde hier von Ihnen ermordet mit allen meinen Soldaten sterben. Und ziehen Sie sich schnell zurück, wenn Sie noch darauf halten, zu leben, denn ich

bürge nicht dafür, daß bevor er ohne Ruhm und ohne Nutzen fällt, der letzte meiner Chevauxlégers in die Versuchung geräth, Ihnen seinen Pistolenschuß zuzusenden, um zu sehen, ob Sie wie der Teufel unverwundbar sind."

„Dieser Chevauxlégers werde ich sein," sagte der Cornet zu Louvois, indem er eine Hand auf seine bis dahin in seinem Gürtel nutzlose Waffe legte.

In demselben Augenblicke erbebte der junge Mann, wie als ob er von dem Blitze verblendet gewesen wäre, er stieß einen leisen Schrei aus, drückte seine linke Hand auf seine Brust und indem er einen Arm um Gerhard's Hals schlang, sank er wie eine abgeschnittene Lilie zusammen.

Eine feindliche Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt.

„Ach Mutter, meine arme Mutter!" seufzte er und verschied.

Außer sich, erstarrt, verlor Gerhard den Verstand, seine Hand war feucht von Blut, er erhob diese Hand gegen Louvois, indem er ausrief:

„Pack Dich, Henkersknecht, oder ich tödte Dich!"

Die Tropfen dieses edlen Blutes trafen Louvois in das Gesicht, der bleich vor Schauder und zum erstenmale von dem Schwindel des Entsetzens ergriffen war; sein Pferd sprengte davon und trug ihn allein fern von dem grausigen Hügel, auf welchem so viele Leichen lagen.

Gerhard blieb stehen, indem er den jungen Mann noch in seinen Armen hielt und ihn wiegte, wie es seine Mutter gethan hätte. Um ihn herum fielen alle die, welche keine Zuflucht hinter der verfallenen Mauer gesucht hatten.

Der Feind stellte einen Augenblick lang das Feuer ein,

wie als ob er diese unglaubliche Hartnäckigkeit, diese heldenmüthige Thorheit respectirt hätte. Nun kamen in den Hohlweg eine Menge von Reitern, die unten an dem Hügel hielten und mit lautem Geschrei Herrn von Lavernie riefen.

Es war gleichzeitig durch Herrn von Luxembourg und durch die Belagerungstruppen ein Angriff auf den Morast gemacht worden, aus welchem der Eigensinn Louvois eine Gefahr für die Armee gemacht hatte. Der kräftig von der Seite angegriffene Feind wich allmälig zurück, die Schüsse wurden seltener, kaum fielen eine oder zwei verirrte Kugeln auf die Erde dieses Hügels, auf welchen sie vor Kurzem wie Hagel regneten.

Weder der Trompete der Reiter noch dem Geschrei der in das Schilf und in die Felsen wie Jäger auf das fliehende Wild ausgesandten Infanterie, noch dem Schweigen nach dem Gewehrfeuer gelang es, die Aufmerksamkeit Gerhard's auf sich zu ziehen.

Inzwischen kam durch den Hohlweg eine dichte Menge von Mousquetairen und Gensdarmen heran; die Leibwache des Königs erzeigte diesem kleinen so geringen Posten die Ehre, ihn unter den Befehlen des Herrn von Boufflers und des Herzogs von Maine zu recognosciren.

Die Plänkler eilten mit der Pistole in der Faust voran, und da sie nur noch Leichen erblickten, riefen sie mit lautem Geschrei das einzige lebende Wesen, das man noch auf dem verheerten Hügel erblickte.

Die auf dem überfüllten Boden stolpernden Pferde gelangten bis auf die Hälfte der Anhöhe und ihre Reiter riefen nochmals.

Aber Gerhard antwortete nicht, man sah ihn regungslos und gebeugt wie eine Eiche, welche der Sturm geknickt hat. Lebte er? War er stehen geblieben, verkohlt wie jene Leichen, welche der Blitz verzehrt hat, und die unter der Hand, welche sie berührt, in Asche zusammenfallen?

Unten an dem Hügel, an dem Ausgange des Morastes, eilten zur Rechten und zur Linken die Grenadiere und die Chevauxlégers der Verstärkung herbei, welche endlich durch schreckliche Schüsse auf diesen tödtlichen, während einer ganzen Stunde fortgesetzten Krieg der Parteigänger geantwortet hatten.

In dem Gefolge der auserlesenen, für dieses Unternehmen commandirten Schwadronen kam der König selbst mit dem Herrn Herzoge von Chartres. Louvois hielt sich bei Seite hinter seinen Gensdarmen; sein Zorn war erkaltet; er suchte eine Entschuldigung, er zitterte, nicht vor dem Könige, sondern vor seinem Gewissen.

„Ich sehe dort oben noch Jemand,“ rief der König erzürnt aus, „ist das möglich? Louvois! wo ist Louvois?“

„Sire, hier bin ich!“

„Sind Sie von Sinnen, mein Herr,“ sagte Ludwig XIV., „so das zu ändern, was ich gethan habe? Wie, ich befehle den Leuten, welche diesen Posten besetzten, zurückzukehren, und Sie stellen sie dort wieder auf, um sie zur Empörung der ganzen Armee Alle tödten zu lassen?“

„Sire, eine Zufuhr sollte vorüber kommen, sie wäre von dem Feinde, wie die beiden vorhergehenden ohne den Posten genommen worden, den ich dort hingestellt hatte, um sich dem zu wiedersetzen.“

„Glauben Sie etwa, daß Sie den Krieg besser verstehen, als ich?“ fuhr der König immer erzürnter fort, während der Minister mit jedem Augenblicke seine Zuversicht mehr verlor; „nun, man lasse den Mann zurückkehren, den ich dort oben sehe.“

In demselben Augenblicke kehrte Rubantel von dem Angriffe auf die Parteigänger zurück. Nachdem er sie in die Flucht gejagt, schlug er die andere Seite des Hügels ein und gelangte auf die mit Todten bedeckte Anhöhe, auf welcher Gerhard mit der Leiche seines unglücklichen Freundes allein geblieben war.

„Lavernie! Lavernie!“ rief er aus, als er ihn erkannte, „Gott sei gelobt, Sie sind es! Der König ist da und verlangt Sie!“

„Der König?“ flüsterte Gerhard, wie aus einem Traume erwachend.

Und indem er um sich blickte, kam er wieder zum Bewußtsein.

Man sah ihn mit seinen Armen den bereits erstarrten jungen Mann aufheben, ihn auf die Stirn küssen und langsam die Anhöhe hinabgehen, an deren Fuße man die glänzende Menge erblickte, welche vor Bewunderung und Mitleiden murmelte.

Gerhard schritt bis zu dem Pferde Ludwig's XIV. vor. Louvois wandte gedemüthigt sein Pferd um, und mischte sich unter die letzten Reihen.

„Wer sind Sie?“ fragte der Monarch gütig.

„Sire, ich bin der Offizier, den Eure Majestät geruht hat, in Valenciennes zu begnadigen.“

„Lavernie?“

„Ja, Sire.“

„Nun gut, Sie waren mir das Leben schuldig, Sie haben heute Ihre Schuld abgetragen; Sie sind ein wackerer Edelmann, Herr von Lavernie. Haben Sie hier viel Leute verloren?“

„Alle meine Leute, Sire, und umsonst.“

„O!“ äußerte der König, indem er mit den Augen Louvois suchte, damit er diese Antwort hörte.

Aber Louvois erschien nicht wieder.

„Mein Herr,“ fuhr Ludwig XIV. fort, „Sie haben hier alle Ihre Ausrüstung verloren, die Sache war nicht der Mühe werth, und ich will künftighin nicht mehr, daß man das Leben und das Eigenthum meines Adels so verschleudert; ich werde dafür sorgen, daß Sie nichts in meinem Dienst verlieren, Herr von Lavernie.“

Hierauf verabschiedete der König Gerhard mit einem Nicken des Kopfes, und setzte im kleinen Trabe die Runde fort, die er längs der Linien machen wollte.

Gerhard, von Allen ermuthigt und geschmeichelt, brach gleichfalls auf, um nach dem Lager zurückzukehren, nachdem er Herrn von Rubantel die sterbliche Hülle des Cornets empfohlen hatte.

Als er an den Ort gelangte, wo vor Kurzem der ganze Hof dem Abschießen der Bomben Vauban's zusah, traf eine bekannte Stimme sein Ohr, und eine Hand, deren Druck ihm vertraut war, bemächtigte sich der seinigen.

Es war Jaspin, bebend und ohne Stimme, der seinen Zögling nicht zu umarmen wagte, und ihn trotz seiner

Fragen nach einer Kutsche zog, die man angespannt hinter einer doppelten Reihe von Faschinen sah.

Jaspin schob Gerhard nach dieser Kutsche; ein Wohlgeruch von Iris und Eisenkraut verbreitete sich durch die geöffneten Vorhänge derselben; Gerhard erblickte das edle und heitere Gesicht der Frau von Maintenon, welche ihm zulächelte.

„Ist er nicht verwundet?“ fragte sie Jaspin mit einer so süßen Vertraulichkeit, daß das Herz des jungen Mannes wie durch eine mütterliche Liebkosung erheitert wurde.

„Nein, Gott sei Dank! Madame,“ antwortete Gerhard.

„Sie thun wohl zu sagen, Gott sei Dank,“ fuhr die Marquise fort, „denn alle Welt hat für Sie zu Gott gebetet, und ich habe wie die Andern Ihnen Complimente über Ihren Muth und über Ihr Glück machen wollen. Jetzt bin ich beruhigt, der König hat sich einen guten Diener erhalten.“

„Und Sie, Madame,“ rief Gerhard aus, „einem dankbaren Diener, der das Leben nicht bedauert hätte, wenn er, statt es nutzlos und ohne Ruhm zu opfern, das Glück gehabt hätte, es für Sie hinzugeben.“

„Es ist gut, es ist gut,“ flüsterte die Marquise mit bewegter Stimme; „ich kehre nach Sanct Guislain zurück, und kehre glücklich dahin zurück . . . Auf Wiedersehn!“

Sie streckte die Hand aus der Kutsche; Gerhard neigte sich ehrerbietig auf diese schöne Hand; es schien ihm, als ob sie seine Lippen suchte und sie eine Secunde länger darauf verweilte, als Gerhard gewagt hätte, sie zurückzuhalten.

„Wem verdanke ich nochmals meine Rettung?“ fragte

er Jaspin, als er nach der Entfernung der Marquise seinen alten Freund lange umarmt hatte. „Ist es wahr, Jaspin, daß Sie trotz meiner Anempfehlungen eine Hülfe für mich verlangt hätten? Herr von Louvois hat es mir vorgeworfen!"

„Ich," rief Jaspin aus, „ich habe nur mit Herrn von Rubantel gesprochen, ich schwöre es Ihnen."

„Wie kommt es dann, daß die Marquise meine Gefahr gewußt hat?"

„Ah!" erwiederte der Abbé, „als ich Herrn von Rubantel sprach, sah der ganze Hof den Bomben zu: die Marquise befand sich dem General so nahe, daß sie gehört haben wird, was ich sagte. Sie hat ihren Unwillen äußern können, die Sache war der Mühe werth, und wenn die Marquise Sie nur leise beklagt hat, so wird der König, der ein feines Gehör hat, entrüstet gewesen sein."

„Wahrlich," sagte Gerhard, „ich habe eine Beschützerin, welche die Vorsehung ersetzt."

„Hören Sie doch," unterbrach ihn Jaspin, „das ist nicht zum Verwundern, die Frau Marquise liebt Ihre arme Mutter sehr."

„O!" sagte Gerhard, „eine Mutter!... Leider habe ich die meinige nicht mehr, und die meines armen kleinen Chevalier's hat ihren Sohn nicht mehr."

Ende des dritten Bandes.

Fragen nach einer Kutsche zog, die man angespannt hinter einer doppelten Reihe von Faschinen sah.

Jaspin schob Gerhard nach dieser Kutsche; ein Wohlgeruch von Iris und Eisenkraut verbreitete sich durch die geöffneten Vorhänge derselben; Gerhard erblickte das edle und heitere Gesicht der Frau von Maintenon, welche ihm zulächelte.

„Ist er nicht verwundet?" fragte sie Jaspin mit einer so süßen Vertraulichkeit, daß das Herz des jungen Mannes wie durch eine mütterliche Liebkosung erheitert wurde.

„Nein, Gott sei Dank! Madame," antwortete Gerhard.

„Sie thun wohl zu sagen, Gott sei Dank," fuhr die Marquise fort, „denn alle Welt hat für Sie zu Gott gebetet, und ich habe wie die Andern Ihnen Complimente über Ihren Muth und über Ihr Glück machen wollen. Jetzt bin ich beruhigt, der König hat sich einen guten Diener erhalten."

„Und Sie, Madame," rief Gerhard aus, „einem dankbaren Diener, der das Leben nicht bedauert hätte, wenn er, statt es nutzlos und ohne Ruhm zu opfern, das Glück gehabt hätte, es für Sie hinzugeben."

„Es ist gut, es ist gut," flüsterte die Marquise mit bewegter Stimme; „ich kehre nach Sanct Guislain zurück, und kehre glücklich dahin zurück . . . Auf Wiedersehn!"

Sie streckte die Hand aus der Kutsche; Gerhard neigte sich ehrerbietig auf diese schöne Hand; es schien ihm, als ob sie seine Lippen suchte und sie eine Secunde länger darauf verweilte, als Gerhard gewagt hätte, sie zurückzuhalten.

„Wem verdanke ich nochmals meine Rettung?" fragte

Maquet, August

Der Graf von Lavernie Von August Maquet. Aus dem Französischen übersetzt von Wilh. Ludw. Wesché

Bd.: 3

Braunschweig 1853